



Leseprobe

Penny Vincenzi

Die Stunde des Schicksals

Roman

»Band drei ist der fulminante Abschluss der Familiengeschichte der Lyttons. [...] man möchte die Bücher nicht aus der Hand legen. Alle Bände sind eine absolute Leseempfehlung.« *Mainhattan Kurier*

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 800

Erscheinungstermin: 16. Juli 2018

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

PENNY VINCENZI

DIE
STUNDE DES
SCHICKSALS

— DIE LYTTON-SAGA BAND 3 —

Roman

Aus dem Englischen
von Karin Dufner

GOLDMANN

Gewidmet Emily und Claudia für ihre
tatkraftige Unterstützung.
In Liebe



DIE HAUPTFIGUREN

LONDON

Lady Celia Lytton, Leiterin des Verlagshauses Lyttons

Lord Arden, seit kurzem ihr Ehemann

Giles, die Zwillinge *Venetia* und *Adele* und *Kit*,
Celias Kinder

Jay Lytton, deren Cousin

Boy Warwick, Venetias Ehemann

Elspeth Warwick, Venetias und Boys Tochter

Keir Brown, Elspeths Verlobter

Geordie MacColl, Adeles Ehemann

Clio, Adeles und Geordies Tochter

Noni und *Lucas*, Adeles Kinder mit dem verstorbenen

Luc Lieberman

Sebastian Brooke, Bestsellerautor bei Lyttons

Clementine Hartley, auch Autorin bei Lyttons

AUF DEM LAND

Bill Miller, Bartys Bruder

Joan, Bills Frau

Joe und *Michael*, die Kinder von Bill und Joan

NEW YORK

Barty Miller, Leiterin von Lyttons, New York

Jenna Elliott, Bartys Tochter mit dem verstorbenen
Laurence Elliott

Cathy Patterson, Schulfreundin von Jenna

Charlie Patterson, Cathys Vater

Jamie Elliott, Laurences Bruder und
Jennas Vermögensverwalter

Kyle Brewer, Literaturagent und
Jennas Vermögensverwalter

Marcus Forrest, Cheflektor bei Lyttons, New York

Isabella (Izzie) Brooke, Sebastians Tochter

Mike Parker und *Nick Neill*, Inhaber einer Werbeagentur,
Izzies Arbeitgeber

TEIL EINS

»REICH VON DER ZEITEN RAUB ...«

Thomas Gray, »Elegie,
geschrieben auf einem Dorfkirchhof«



KAPITEL I

Lady Celia Lytton hatte im Laufe ihres langen Lebens schon mehrfach an der Schwelle des Todes gestanden. Natürlich nicht immer im wahrsten Sinne des Wortes, obwohl der Sensenmann sie bei einigen Gelegenheiten eindeutig ins Visier genommen zu haben schien. Allerdings war sie oft genug totgesagt worden. Für Letzteres gab es kein eindringlicheres Beispiel als den Frühlingstag im Jahr 1953, dem Krönungsjahr, als sie nicht nur ihre Verlobung mit ihrer alten Flamme Lord Arden, sondern auch ihren Rückzug aus dem Verlagshaus Lyttons ankündigte. Prompt schlussfolgerte der Großteil der Londoner Literaturwelt, sie befände sich (bestenfalls) im Anfangsstadium einer tödlichen Krankheit. Zur Mittagszeit erhob man seine Gläser mit Gin Tonic, Martini oder Champagner, gedachte ihrer Spritzigkeit und verließ seinem großen Bedauern darüber Ausdruck, dass ein Leben, das Literatur und Kultur fast fünf Jahrzehnte lang derart bereichert hatte, nun sein Ende finden sollte. Anschließend wurde darüber gemutmaßt, was wohl auf ihrem Totenschein stehen und wer genau in ihre stets von eleganten Schuhen hinterlassenen Fußstapfen treten würde.

Diese Gerüchte kamen nicht sehr überraschend. Celia Lytton hatte der Öffentlichkeit gegenüber immer mit dem

Brustton der Überzeugung geäußert, nur der Tod könne sie von ihrem Lytton-Verlag, der wahrhaft größten Liebe ihres Lebens, trennen.

Und wirklich verkörperte sie für die meisten Menschen Lyttons; sie repräsentierte den Verlag mit ihrem scharfen, kreativen Verstand, ihrem unfehlbaren literarischen Instinkt, ihrem einzigartigen Stil und ihrem zielsicheren Geschmack. Das war schon so gewesen, als sie vor knapp fünfzig Jahren als sehr junges Mädchen in das Unternehmen eingetreten war; doch seit dem Tod ihres Mannes Oliver Lytton vor einem Jahr war sie der Lebensmotor des Hauses geworden. Die jüngere Generation mochte Anteile besitzen, sich leidenschaftlich engagieren, ihre Fähigkeiten, Talente und jede Menge Fleiß einbringen – dennoch wurde kein wichtiger Titel erworben oder publiziert, kein neuer gestalterischer Weg beschritten, keine finanzielle Investition getätigt und kein leitender Mitarbeiter eingestellt, ohne dass Celia dazu ihr Placet gegeben hätte.

Nicht einmal die organisatorische Herausforderung, die es bedeutete, sich bei allen einschneidenden Veränderungen die Zustimmung von Lyttons New York einzuholen, hatte an ihrem Führungsanspruch, an dem alles abperlte, kratzen können. »Ich kann mir die Meinung von denen – besser gesagt von ihr – durchaus vorstellen«, lautete ihre Antwort, wenn jemand das Thema aufs Tapet brachte, und natürlich hatte sie absolut recht. Dafür gab es, wie allgemein bekannt, sehr triftige persönliche und auch professionelle Gründe ...

Lady Celia selbst, die die Aufregung sehr genossen hätte, wäre sie denn Zeugin davon geworden, saß auf einer Chaiselongue am Wohnzimmerfenster ihres Hauses im Cheyne

Walk. Wie immer war sie hinreißend schön. Sie war vom Kreise ihrer Familie umgeben, von deren Mitgliedern einige sichtlich erschüttert wirkten als andere. Neben ihr auf dem Tisch lag das Manuskript für den neuen Roman ihres jüngsten Sohnes, der den Abgabetermin – sehr zu ihrem Missfallen – um zwei Monate überzogen hatte.

Venetia Warwick, eine ihrer Zwillingstöchter, ergriff als Erste das Wort.

»Mummy, bist du dir wirklich sicher?«

»Was genau meinst du, Venetia? Meine Verlobung oder meinen Ruhestand?«

»Nun, beides. Aber wahrscheinlich eher den Ruhestand.«

»Absolut.« Lady Celias Tonfall war spitz. »Wie könnte daran der geringste Zweifel bestehen? Wie lange arbeitest du jetzt schon bei Lyttons, Venetia? Fünfzehn Jahre. Mit beachtlichem Erfolg, wie ich hinzufügen möchte. Sicher wirst du mir zustimmen, dass es Zeit für mich ist, Platz zu machen. Herrje, du selbst hast das während der letzten Jahre immer wieder angedeutet. In deiner Situation würde ich Erleichterung, wenn nicht sogar große Vorfreude verspüren. Und ich bin ziemlich sicher, dass du und Giles genau das empfindet. Vergeude deine Zeit nicht damit, es abzustreiten. Und jetzt müsst ihr mich alle entschuldigen. Ich bin mit Lord Arden zum Mittagessen verabredet. Meiner Ansicht nach habe ich mir nach diesem wenig amüsanten Vormittag ein wenig Spaß verdient. Doch ich möchte, dass ihr alle heute hier zu Abend esst, damit wir die Angelegenheit ausführlicher besprechen können.«

Erst als sie am Arm ihres frisch gebackenen Verlobten, von seinen Freunden Bunny genannt, durch den Speisesaal des

Ritz schritt und von den einen Glückwünsche zu ihrer Verlobung, von den anderen Bedauern wegen ihres Ruhestands entgegennahm, erkannten die Menschen ausgesprochen ungläubig, dass sie nicht nur bei bester Gesundheit war, sondern ihre Ankündigung ernst gemeint hatte. Sie würde sich schlicht und ergreifend zur Ruhe setzen.

Dass man, sowohl im Hause Lytton als auch in der Allgemeinheit, seinen Ohren nicht traute, war nicht weiter verwunderlich. Mochte Giles Lytton, ihr ältester Sohn, auch Geschäftsführer sein, Venetia Warwick für Vertrieb, Entwicklung und diese seltsame neue Erfindung, das Marketing, verantwortlich zeichnen, Jay Lytton sich Cheflektor nennen – sie unterwarfen sich alle dennoch Celias Willen. Giles stieß das zwar sauer auf, Jay rebellierte gelegentlich, und Venetia stellte in Frage, weshalb sie sich gerade in ihren Bereich einmischen musste. Aber keiner von ihnen zog ernsthaft in Erwägung, sie einfach mit Nichtachtung zu strafen.

Und hier stand sie nun und verkündete, sie werde jetzt alles an den Nagel hängen. Nicht nur Lyttons, sondern das, was ihr ein ganzes Leben lang am meisten bedeutet hatte: ihren Beruf. Und nur deshalb, um die Countess von Arden zu werden und in Lord Ardens prachtvolles und geräumiges Anwesen aus dem achtzehnten Jahrhundert in Schottland einzuziehen. Prachtvoll mochte es ja sein, raunten alle, jedoch ziemlich weit von London entfernt. Natürlich besaß Lord Arden zudem ein sehr ansehnliches Haus am Belgrave Square. Doch er verbrachte viel Zeit in Glennings, wie man Glenworth Castle gemeinhin nannte.

Tatsächlich hielt er sich seit dem Tod seiner ersten Frau, die bekanntermaßen ein Faible für Stallburschen gehabt

hatte, viel öfter dort auf als in London. Seine Liebe gehörte dem Reiten, der Jagd, dem Schießen und dem Angeln. Er ging zwar gerne in die Oper, hatte eine Loge im Glyndebourne und besuchte sogar die Scala und das Pariser Opernhaus, um die göttliche Maria Callas singen zu hören, aber am glücklichsten war er, wenn er bis zur Taille im eiskalten Wasser seines eigenen Flusses stand und den Lachsen auf-lauerte oder auf der Hatz nach schottischen Füchsen die gefährlich hohen Zäune seines Landguts überwand. Womit, um alles in der Welt, wollte Celia sich dort beschäftigen?, fragten sich alle. Die stets makellos gekleidete und frisierte Lady Celia, ein Stadtmensch, wie er im Buche stand. Allerdings vergaßen diese Leute, dass sie als Mädchen selbst auf dem Land, nämlich auf dem Gut ihres Vaters, aufgewachsen war. Lord Arden war sie bereits in ihrer frühen Jugend bei einer Einladung in Shropshire begegnet, als sie bei strömendem Regen mit ihren Gewehren losgezogen war und mehr Enten erlegt hatte als er.

Inzwischen war Lady Celia Lytton Ende sechzig und litt unter ihrer neuen Einsamkeit, weshalb sie plötzlich von der tiefen Sehnsucht ergriffen worden war, zu ihren Wurzeln zurückzukehren. Und wie durch ein Wunder besaß Peter Arden die Mittel, ihr das zu ermöglichen.

»Willst du ...?«

»Natürlich.«

»Berkeley Square?«

»Montpelier wäre ...«

»Ja, wäre es. Ich fahre dir nach.«

Die Lytton-Zwillinge, wie man sie immer noch nannte, obwohl sie mittlerweile verheiratet waren und eine große

Kinderschar vorweisen konnten, unterhielten sich weiterhin so: in einer seltsamen, unverständlich-stenogrammatischen Sprache, die sie schon seit ihrer Kindheit benutzten und mit der sie alle um sich herum in den Wahnsinn trieben.

Beinahe gleichzeitig kamen sie vor Adeles Haus in der Montpellier Street an. Venetia in einem ziemlich seriösen Jaguar, Adele in dem dunkelgrünen MG-Cabrio, das derzeit ihr ganzer Stolz war. Im Haus war es still. Adeles zwei ältere Kinder befanden sich in der Schule. Ihre kleine Tochter, das Nesthäkchen, war mit dem Kinderfräulein unterwegs.

»Aber lass uns rauf ins Atelier gehen. Sie könnten ...«

»Los. Hast du ein Glück, dass es hier so ruhig ist.«

»Nun, wenn man sich nach Ruhe sehnt, ist sechs Kinder zu kriegen nicht die richtige Methode.«

»Ich weiß, ich weiß. Sollen wir ...?«

»Schon gut, ich hole was. Geordie hat gestern Abend eine Kiste Sancerre in den Keller gestellt. Nimm schon mal zwei Gläser mit nach oben.«

Adeles Fotoatelier erstreckte sich über den gesamten dritten Stock ihres Hauses; das Glasdach und die Fenster ohne Vorhänge funkelten in der Aprilsonne. Venetia schnitt ein Gesicht und begann, die Rollos herunterzuziehen.

»So grelles Licht halte ich nicht aus. Nicht in meinem Alter. Eindeutig unschmeichelhaft.«

»Venetia, außer mir sieht dich doch keiner.«

»Geordie könnte raufkommen.«

»Wird er nicht. Er isst mit irgendeiner alten Dame zu Mittag, die den Ersten Weltkrieg noch erlebt hat. Für das neue Buch.«

»Tja, irgendwann kommt er sicher zurück.«

»Das dauert noch Ewigkeiten«, verkündete Adele selbstbewusst. »Hier, gib mir die Gläser.«

»Das ist ziemlich ...«

»Ich weiß. Richtig.«

»Ich meine, die Vorstellung, dass Lyttons ohne ...«

»Bestimmt bist du recht ...«

»Einerseits ja, andererseits ganz und gar nicht.«

Adele sah sie an. »Kann ich mir denken. Warum, glaubst du ...?«

»Das weiß nur der Himmel. Erschöpft vielleicht?«

»Wann war Mummy je ...?«

»Nie. Glimmstängel?«

»Mmmm, danke.«

Adele nahm eine Zigarette und inhalierte tief. »Die wirklich wichtige Frage lautet ...«

»Ich weiß, ich weiß. Warum ...«

»Das heißt, wann ...«

»All die Jahre. Und außerdem Kit und so.«

»Natürlich«, erwiderte Adele, »ist er ein wahrer Schatz.«

»Schätze, das kannst du besser beurteilen. Deine Flucht und so.«

»Nun ja. Aber trotzdem ...«

»Tja, doch eines steht verhältnismäßig fest«, fuhr Adele fort. »Sie wird es uns nicht verraten. Und auch sonst niemandem.«

»Außer Kit vielleicht. Ich frage mich, ob sie ihn gewarnt hat?«

»Das bezweifle ich. Mein Gott, er wird ...«

»Ganz sicher. Dermaßen wütend. Und so gekränkt. Der arme Kerl.« Venetias große dunkle Augen verschleierten sich vor Mitgefühl.

»Wirklich ein armer Kerl«, stimmte Adele zu. »Es ergibt überhaupt keinen Sinn, findest du nicht auch?«

»Überhaupt keinen.«

Natürlich war es Venetia gewesen, die seine Mutter an diesem Morgen vor versammelter Mannschaft gelobt hatte, dachte Giles, als er zu Fuß zum Verlagshaus zurückkehrte. Kein Wort des Lobes für ihn. Kein einziges Wort über seinen Bestseller, eine absolut außergewöhnliche Geschichte des Krieges, erzählt von den gewöhnlichen Männern und Frauen, die darin gekämpft hatten. Nur eine spitze Anmerkung, er müsse doch wegen ihres Ausscheidens erleichtert sein. Was selbstverständlich auf sie alle zutraf, so sehr sie es auch abstritten. Endlich frei von ihrer, wenn auch noch so inspirierenden, Gegenwart zu sein. Ihrer Dominanz, sei sie auch noch so hart erarbeitet. Ihren Anweisungen, seien sie auch noch so hilfreich. Frei, ihre eigenen Wege zu gehen, selbst Erfolge zu sammeln und Fehler zu machen. Ja, die starren Regeln abzustreifen, die sie für die Ausrichtung von Lyttons und die Geschäftstätigkeit des Verlages aufgestellt hatte. Das würde wundervoll befreiend sein. Seit dem Tod seines Vaters war es um einiges schlimmer geworden.

Mit Oliver und seiner sanften, zurückhaltenden Art schien sie auch jegliche Selbstzweifel begraben zu haben. Anfangs war sie so in ihrer tiefen und aufrichtigen Trauer versunken gewesen, dass sie Hemmungen gehabt hatten, ihr zu widersprechen. Allerdings hatten sie nicht vorhergesehen, wie rasch ihre Nachgiebigkeit zum Normalzustand werden und wie gnadenlos Celia sie ausnützen würde.

Natürlich hatte sie Recht. Giles hatte große Erleichterung

empfunden, als er die Ankündigungen im *Bookseller* und der *Publishers' Gazette* gelesen hatte. Was für eine Art, nicht nur der Welt, sondern auch ihrer eigenen Familie – ohne auch nur den Hauch einer Vorwarnung – mitzuteilen, dass sie noch heute der Verlagswelt den Rücken kehren würde.

Über Anteile war kein Wort gefallen; sicher würde Celia sie als Waffe benutzen, um zu zeigen, wer ihre Lieblinge waren. Dank Bartys beträchtlicher Großzügigkeit hielt die Familie noch zweiunddreißig Prozent der Londoner Firmenanteile. Angesichts des enormen Erfolgs von Lyttons London (wie der Verlag nun hieß) innerhalb der letzten fünf Jahre waren diese Anteile sicher einiges wert. Zweiunddreißig Prozent, eine Zahl, die sich so hinreißend einfach durch vier teilen ließ: jeweils ein Viertel für Giles, Venetia, Jay und eines für Oliver und Celia gemeinsam. All das war sehr stilvoll geregelt worden; ja, sogar so stilvoll, dass es Celia leicht fiel zu übersehen, dass überhaupt keine Großzügigkeit im Spiel gewesen war.

Es bereitete Giles noch immer eine Art von Genugtuung. Wer hätte vor all den Jahren gedacht, dass Barty einmal so viel Macht über sie haben würde ...

Er ließ seine Gedanken von Barty zurück in die Gegenwart wandern. Ohne seine Mutter würde es fantastisch, einfach nur fantastisch werden. Gut, er, Venetia und Jay waren oft unterschiedlicher Meinung, aber diese Punkte konnten nun ausdiskutiert werden. Gelöst durch eine vernünftige, informierte Debatte, die auch Faktoren wie Gewinnerwartung, die Konkurrenz und die bisherigen Erfolge eines Autors einschloss.

Selbstverständlich blieb noch das größte Rätsel von allen:

Warum ausgerechnet Bunny Arden? Obwohl alle nach Oliver Tod gedacht hatten ...

»Na, Cousin Giles.« Eine Stunde später kam Jay in sein Büro spaziert. »Wirklich aufregend, findest du nicht, alter Junge?«

»Was meinst du?«, hakte Giles vorsichtig nach.

»Ach, tu doch nicht so, alter Junge. Natürlich, dass Celia uns jetzt unsere Arbeit machen lässt. Einfach phänomenal, wenn wir ehrlich sein wollen. Eigentlich könnten wir einen drauf trinken. Ich habe eine Flasche Schampus nebenan. Einverstanden?«

Giles nickte ein wenig skeptisch und blickte Jay nach, als dieser den Champagner holen ging. Was Jay betraf, hatte er sehr gemischte Gefühle. Celia vergötterte ihn, so wie Barty auch, und er war zweifellos bei allen im Verlag beliebt. Was ziemlich schwierig auszuhalten war. Andererseits gelang es Giles auch nicht, ihn unsympathisch zu finden. Jay war so gutmütig und immer vergnügt, und hinter seiner recht unverblühten Art verbargen sich ein messerscharfer Verstand und eine beeindruckende Fähigkeit, was das Beurteilen von Texten anging. Er genoss als Celias Liebling nicht nur eine privilegierte Stellung bei Lyttons, sondern war überdies mit »einem der schönsten Mädchen Londons« verheiratet, wenn man der *Vogue* glauben konnte, in der sie häufig abgebildet war. Victoria Lytton war hochgewachsen, schlank, blond und hatte große blaue Augen und atemberaubend tolle Beine. Außerdem war sie ebenso gutmütig und charmant wie Jay und hatte ihm bereits zwei Söhne geschenkt. Derzeit erwartete sie ihr drittes Kind und hatte klipp und klar verkündet, dass es nicht nur ihre letzte Schwangerschaft sein wür-

de, sondern dass sie mit einem kleinen Mädchen rechnete. Niemand zweifelte auch nur im Geringsten daran.

Jays einziger Fehler war, dass er zur Faulheit neigte; das Leben hatte es ihm zu leicht gemacht, und er besaß schon lange keinen Ehrgeiz mehr. Allerdings führte das erfreulicherweise dazu, dass er entspannt und locker mit seinen Autoren umging. Er erreichte sie auf einer einfühlsamen und instinktiven Ebene, war ein ausgezeichneter Lektor, erspürte ihre wunden Punkte, lobte ihr Talent und förderte ihren sehr individuellen Beitrag zu Lyttons Autorenstamm. Er betreute nicht nur die talentierten jungen Autoren – wie Kit Lytton selbst und eine erstaunlich originelle Schriftstellerin namens Clementine Hartley, die nur drei Jahre nach ihrem Abschluss in Oxford zwei Bestseller vorweisen konnte –, sondern auch die ältere Generation, die, beinahe zu ihrer Überraschung feststellte, dass sie sich bei ihm wertgeschätzt und in guten Händen fühlte. Romanautorinnen wie die große Nancy Arthure, deren Auflagen Lyttons den Neid der Verlagswelt eingebracht hatten. Lady Annabel Muirhead, die Biografin. Und Sebastian Brooke, der ehrenwerte Elder Statesman der Literatur, dessen elegante fantastische Zeitreisen für Kinder von diesen geliebt und von Erwachsenen bewundert wurden.

Eben jener Sebastian, für den an diesem Nachmittag ein Termin mit Giles und Celia anberaumt gewesen war, um die Krönungsjahr-Ausgaben seiner Bücher zu erörtern. Jener Sebastian, der gerade äußerst erbost angerufen hatte, um sich zu erkundigen, wie Celias Sekretärin dazu käme, eine so wichtige Sitzung nur mit einem halben Tag Vorwarnung abzusagen. Und der jetzt, immer noch kochend vor Wut, mit einem Taxi zum Cheyne Walk fuhr, um von Celia persön-

lich eine Erklärung dafür einzufordern, welche Gründe tatsächlich hinter ihrer Ankündigung steckten und weshalb sie es nicht für nötig gehalten hatte, im Vorfeld mit ihm darüber zu sprechen.



KAPITEL 2

Ein Schrei hallte die Treppe hinunter, gefolgt von Stille, dann ein heftiges Schluchzen. Zu guter Letzt ertönten übereinander stolpernde Schritte auf dem Treppenabsatz im ersten Stock. Als Adeles Familie aus verschiedenen Zimmern erschien, um zu erfahren, was geschehen war, wurden sie von überschäumend triumphierendem Gelächter empfangen.

»Der *Record* hat gerade angerufen.«

»Ich habe das Telefon gar nicht gehört«, erwiderte Geordie, der sich absichtlich dumm stellte.

»Aber was ist los, Maman? Was für ein schrecklicher Lärm, das hat mir wirklich Angst gemacht.«

»Tut mir leid, Noni, mein Schatz. Ich war einfach so aufgeregt.« Adele küsste ihre Tochter.

»Worum ging es?«

»Nun ...«

»O Mutter, jetzt sag schon. Es langweilt.«

Lächelnd betrachtete Adele die ungeduldige Miene ihres Sohnes.

»Der *Record*. Die amerikanische Zeitschrift, ihr wisst schon ...«

»Ja, Maman, die kennen wir.«

»Der *Record* hat mich gebeten, die Krönungsfeierlichkei-

ten zu dokumentieren. Als offizielle Fotografin. Na, was haltet ihr davon?»

»Liebling, das ist ja wunderbar. Wirklich wunderbar. Komm, lass dich küssen.«

»O Gott«, stöhnte Lucas übertrieben genervt. »Bitte nicht vor den Kindern.«

Er wandte sich ab und marschierte in sein Zimmer. Als Adele ihm nachblickte, verflog ihre gute Laune schlagartig.

»Achte nicht auf ihn, Liebling«, sagte Geordie. »Er benimmt sich absichtlich daneben.«

»Klar tut er das.« Nonis reizendes Gesichtchen wirkte besorgt. »Blöder Idiot. Glückwunsch, Maman, es ist ja so aufregend. Wartet, bis ich das morgen den Mädchen in der Schule erzähle.«

»Ich glaube nicht, dass sie sehr beeindruckt sein werden«, antwortete Adele und lächelte sie an. Sie dachte an Nonis überkandidelte Mitschülerinnen in der St. Paul's Mädchenschule.

»Natürlich werden sie das. Das sind wir doch alle, richtig, Noni, mein Schatz? Jetzt wäre eine Flasche Champagner angebracht. Kommt, Mädels, das gibt dem Abend doch erst den richtigen Pepp.«

»Ich ... ich schaue nur, ob Lucas auch dabei sein möchte«, meinte Adele rasch. »Geht ihr schon mal runter.«

Leise klopfte sie an Lucas' Tür. Keine Reaktion. Sie öffnete sie langsam. Wie er sich so über seine Bücher beugte, wirkten seine mageren Schultern seltsam hilflos. Sie ging hinüber und legte den Arm um ihn. Als er sich zu ihr umdrehte, war seine Miene eigenartig stumpf.

»Liebes ...«

»Ja?«

Mit seinem dunklen Haar, den ebensolchen Augen und dem langen, ein wenig hageren Gesicht war er ein sehr hübscher Junge. Mit vierzehn sah er seinem Vater so ähnlich, dass es einem das Herz zerriss. Seinem Vater, den sie so geliebt hatte, und ... Entschlossen kehrte Adele in die Gegenwart zurück.

»Schatz, kommst du nicht mit runter? Wir trinken Champagner.«

Seine Miene verfinsterte sich.

»Nein, danke. Ich bin ein bisschen müde und muss diesen Aufsatz bis morgen fertigkriegen. Aber natürlich freue ich mich sehr für dich, Mutter. Glückwunsch.«

»Danke. Doch du kommst heute Abend schon mit zum Essen, oder? Großmutter wäre sonst unglaublich enttäuscht. Es ist ein wichtiger Anlass für sie.«

»Ich wollte dich fragen, ob das wirklich nötig ist. Es wird sicher schrecklich spät, und sie wird mich bestimmt nicht vermissen.«

»Lucas, natürlich wird sie das. Sie hat dich sehr lieb, das weißt du doch.«

»Wirklich? Da bin ich mir nicht so sicher. Außerdem wird sie wohl am besten verstehen, dass ich arbeiten muss.«

»Ja, wenn du meinst.« Adele lächelte ihn fröhlich an. »Vielleicht könntest du ihr ja einen kurzen Brief schreiben und es erklären?«

»O Mutter, herrje ...« Er zog ein Stück Papier heran, kritzelte in seiner unleserlichen Handschrift etwas darauf und reichte es ihr. »Hier, gib ihr das.«

Adele las es. *Liebe Großmutter. Entschuldige, dass ich nicht bei dir sein kann, aber ich habe eine Menge für die Schule zu tun.*
Lucas.

»Danke«, erwiderte sie zögernd. Am liebsten hätte sie den Zettel weggeworfen und ihm gesagt, dass dieses Verhalten empörend unhöflich und dass er Celia etwas Besseres schuldig war. Doch sie musste Lucas mit Glacéhandschuhen anfassen.

»Ich hätte mich als Kind nie so aufführen dürfen«, hatte Geordie einmal tadelnd festgestellt, als sie ihn wegen eines ganz besonders heftigen Wutausbruchs von Lucas um Verzeihung angefleht hatte.

»Ich weiß, Liebling. Ich auch nicht. Aber Lucas hat so eine schwere Zeit hinter sich. Die vergangenen Jahre waren nicht gerade idyllisch für ihn. Wir müssen versuchen, ihm zu helfen.«

»Ich bin derjenige, der hier Hilfe braucht«, seufzte Geordie.

»Ich verstehe dich, und ich habe großes Mitgefühl. Doch zumindest haben wir zwei unseren kleinen Engel. Und Noni vergöttert dich.«

»Was auf Gegenseitigkeit beruht. Gut, dann werde ich mich eben weiter bemühen, diese idiotische amerikanische Wissenschaft namens Psychologie bei unserem Sohn anzuwenden. Und die andere Wange hinhalten. Wie ich zugeben muss, tun mir beide schon ziemlich weh.«

»Danke, Liebling. Oh, ich liebe dich.«

Und das stimmte, sie mochte ihn sehr gern. Natürlich hatte es hin und wieder auch Schwierigkeiten gegeben. Er war, wie Celia mehr als einmal angemerkt hatte, charmanter als gut für ihn war. Sicher, er war sehr talentiert, doch der Erfolg hatte sich nach der Veröffentlichung seines ersten Buches unter Bartys Anleitung rasch eingestellt. Männer und Frauen mochten ihn, und er stand immer im Mittelpunkt (falls es einmal nicht so war, gefiel ihm das gar nicht).

Er brachte stets Leben in die Bude. Adele wurde das Gefühl nicht los, dass sie mehr Glück hatte, ihn abbekommen zu haben, als umgekehrt. Öfter als einmal hatte sie befürchtet, sein beinahe zwanghaftes Flirten sei ein wenig ernsthafter gemeint gewesen, als ihr recht war.

»Du bist es, mit der ich verheiratet bin und die ich liebe«, hatte er erwidert, als sie ihn darauf angesprochen hatte. »Ich bin der größte Glückspilz in ganz England. Glaubst du, ich würde das aufs Spiel setzen? Tut mir leid, wenn du dir meinwegen Sorgen gemacht hast. In Zukunft werde ich versuchen, nicht mehr so zugänglich zu sein.«

»Lucas ist sehr müde«, meldete Adele, als sie ins Wohnzimmer kam. »Er bittet, ihn heute Abend zu entschuldigen.«

»Was der braucht, ist eine ordentliche Tracht Prügel«, entgegnete Noni wie aus der Pistole geschossen. Erstaunt über ihre altmodische Ausdrucksweise und ihre autoritäre Haltung, sah Adele sie an.

»Aber Noni, wirklich. Das meinst du sicher nicht ernst.«

»Doch, Maman. Er führt sich unmöglich auf, und du verhöhnt ihn. Das ist ungerecht. Egal.« Ihr Tonfall veränderte sich. »Ganz, ganz herzlichen Glückwunsch. Wir sind sehr stolz auf dich, stimmt's, Geordie?«

»Sehr stolz. Gut gemacht. Heißt das, dass du einen Platz in der Abbey kriegst?«

»Ich ... vermutlich schon. O mein Gott, was für eine Ehre. Mummy wird platzen vor Neid.«

»Kommt Lord Arden heute Abend auch?«, fragte Noni.

»Offenbar nicht. Nur die Familie, hat Mummy gesagt.«

»Sebastian wird auch nicht da sein. Izzie hat vorhin angerufen, um ein bisschen zu reden. Er ist richtig sauer.«

»Tja, er gehört halt ebenfalls nicht zur Familie«, erwiderte Adele mit Nachdruck.

»Eigentlich nicht. Nur fühlt es sich für ihn so an.«

»Was hat Izzie sonst noch erzählt?«, fragte Geordie mit interessierter Miene. »Ich kann mir denken, dass er recht ärgerlich ist. Wegen der ganzen Sache und so ...«

»Geordie«, unterbrach Adele ihn mit plötzlich strenger Stimme. »Nicht jetzt.«

»O Maman«, wandte Noni ungeduldig ein. »Sei nicht albern.«

»Und was hat das jetzt zu bedeuten?«

Nonis Züge glätteten sich. Ihren dunklen Augen war nichts zu entnehmen, und ihr Mund verzog sich zu einem reizenden Lächeln.

»Nichts«, antwortete sie. »Kommt, wir brechen besser auf. Geordie, deine Krawatte sitzt schief. Ich hole nur meinen Mantel, während Mummy sie gerade rückt.«

Als sie hinausging, blickte Adele ihr nach und wandte sich dann zu Geordie um.

»Glaubst du, sie weiß es?«

»Mein Liebling, alle wissen es.«

»Aber wer könnte es ihr gesagt haben?«

Er lächelte sie an. »Ich fasse es nicht, dass wir schon wieder dieses Gespräch führen.«

»Was meinst du damit?«

»Du warst so schockiert, als du herausgefunden hast, dass Henry es wusste. Und Izzie.«

»Die liebe Izzie.«

»Nun ja. Sie ist wirklich lieb. Doch sie ist kein Kind mehr. Inzwischen dreiundzwanzig. Natürlich weiß sie es. Sebastian ist ihr Vater.«

»Möglicherweise hat sie es Noni erzählt. Sie stehen sich sehr nah.«

»Mag sein. Oder Henry Warwick oder Roo oder ihre verzogenen Schwestern. Kinder reden eben, Adele.«

»Das ist mir klar. Nun, vielleicht sollte ich mit ihr darüber sprechen.«

»Oh, lieber nicht. Es scheint sie nicht zu belasten. Sie ist eine sehr weltgewandte junge Dame.«

Ein Cape aus Samt über den Arm kehrte Noni ins Zimmer zurück.

»Schatz, du siehst einfach hinreißend aus«, sagte Geordie. »Du machst einen alten Mann sehr glücklich. Komm, ich helfe dir hinein.«

»Geordie! Du bist doch nicht alt. Du siehst kaum älter aus als Henry.«

»Papperlapapp«, entgegnete Geordie, sichtlich erfreut über das Kompliment. Und es traf auch wirklich zu. Mit seinem amerikanischen Oberschichtäußeren, seinem Stil, seiner schlanken, sehnigen Figur, dem braunen Wuschelkopf und den großen grauen Augen hätte man ihn auf jedes Alter über fünfundzwanzig schätzen können. In Wahrheit war er zweiundvierzig, ein Jahr jünger als Adele: Henry Warwick, Venetias Ältester, wirkte mit seinem dunklen, leicht verschlumpten guten Aussehen und seiner ein wenig derben Art tatsächlich älter als vierundzwanzig.

»Los«, sagte Adele. »Diese gegenseitige Anhimmelei macht mich richtig eifersüchtig. Außerdem dürfen wir nicht zu spät kommen. Mummy würde uns das nie verzeihen.«

Allerdings wurde das Essen erst über eine halbe Stunde später serviert, und Celia befand sich bei ihrer Ankunft nicht

im Wohnzimmer, um sie zu begrüßen. Stattdessen reparierte sie die Schäden an ihrem Gesicht und ihrem Gemütszustand, Ergebnis einer langen Sitzung mit einem tobenden Sebastian, die erst geendet hatte, als er bei Jays und Torys Ankunft das Haus verließ.

»Und seine letzten Worte waren: ›Ich wünsche dir viel Glück mit deinem beschissenen Nazi‹«, raunte Tory Adele zu. »Außerdem hat er tatsächlich geweint. Tränen liefen ihm übers Gesicht. Der arme Sebastian. Ich wollte ihm nach, aber Jay meinte, es sei das Beste, ihn in Ruhe zu lassen.«

»Izzie ist zu Hause«, erwiderte Adele. »Sie wird ihn trösten. Ach, der arme, arme Sebastian. Ich wage kaum, mir auszumalen, was in ihm vorgeht. Warum hat sie das nur getan? Warum?«

»Ich habe nicht die geringste Ahnung, Liebes.«

»Die Frau ist und bleibt ein wandelndes Geheimnis«, seufzte Adele. »Herrje. Nun, vielleicht erhalten wir ja heute Abend ein paar Erklärungen. Tory, dieses Kleid ist ein Traum.«

»Nicht schlecht, was? Es verdeckt mich und mein Bäuchlein recht gut. Sie wächst unglaublich schnell. Wahrscheinlich wird sie bei der Geburt größer sein als ihre Brüder. Noch vier Monate, und schau mich bloß an.«

Adele betrachtete Tory, die ein Kleid mit hoch angesetzter Taille und lose geschlungener Schärpe trug. Das blonde Haar hatte sie locker aus ihrem hübschen Gesicht gekämmt. Man merkte ihr die Schwangerschaft kaum an.

»Heisch nicht so nach Komplimenten, Tory Lytton«, entgegnete sie rasch. »Obwohl du trotzdem eins kriegst: Du siehst göttlich aus. Jetzt gehen wir besser rein und erfüllen unsere Pflicht. Ein Glück, dass Bunny nicht hier ist ...«

»Wer ist Bunny?«

»Lord Arden. Er heißt Peter, verstehst du, und deshalb ...«

»Peter Rabbit. Natürlich. Mir war gar nicht klar, dass du ihn so gut kennst.«

»Er hat mir 1940 geholfen, aus Frankreich zu fliehen. Hat mir einen Platz auf einem der allerletzten Schiffe besorgt, die in Bordeaux abgelegt haben. Wir sind gemeinsam nach Hause gefahren. Er, ich und natürlich die Kinder.«

»Das habe ich gar nicht gewusst. Klingt unglaublich aufregend.«

»Es war beängstigend. Aber er ist ein reizender Mensch.«

»Das war Oliver auch. Deine Mutter scheint Gentlemen anzuziehen.«

»Er ist viel weicher als Daddy«, antwortete Adele. »Der war nämlich überhaupt kein Schwächling, auch wenn es den Anschein machte. Er hatte einen ebenso starken Willen wie Mummy und konnte auf seine Art auch genauso anstrengend sein. Doch er hat es gut getarnt. Boy, Schatz, hallo, wie viele Mitglieder deiner Dynastie hast du mitgebracht?«

»Nur vier«, erwiderte Boy Warwick und küsste die beiden Frauen. »Mein Gott, ich weiß nicht, wer von euch Mädels die Schönere ist. Adele, mein Liebling, lass mich dir etwas zu trinken holen. Ich spiele momentan die Gastgeberin.«

Plötzlich bekam Adele absurderweise Sehnsucht nach ihrem Vater, wie er in seinem Rollstuhl am Kamin saß und die seltsame Mischung aus Charme und Distanziertheit versprühte, die so typisch für ihn war ...

»Ich weiß«, meinte Venetia und küsste sie. »Dasselbe habe ich auch gerade gedacht.«

»Woran hast du es erkannt?«

»Ich habe gesehen, wie du zu seinem Platz hinüberschaust. Und dachte ...«

»Es kommt mir so früh vor«, erwiderte Adele. »Ständig spukt es mir im Kopf herum. So früh. Nur ein Jahr. Und ...«

»Wenn du erst in meinem Alter bist, Adele, schrumpft der Vorrat an Jahren. Das solltest du dir einmal überlegen. Auch eines der Dinge, über die ich später sprechen werde.«

Adele drehte sich um. Ihre Mutter lächelte sie an, offensichtlich gutgelaunt. Celia war nichts von der heftigen, gefühlsgeladenen Auseinandersetzung anzumerken, die sie gerade durchgemacht hatte.

»Ich habe gerade gehört, dass Kit nicht kommen kann. Jammerschade. Aber ... er ist sehr beschäftigt.«

Und außerdem sehr, sehr schockiert und bestürzt, dachte Venetia.

»Ich fürchte ... Lucas kann auch nicht kommen«, sagte Adele. »Es tut mir schrecklich leid. Doch er büffelt wie ein Wilder für die Schule und ist müde. Hier, er hat dir einen Brief geschrieben.«

Mit ausdrucksloser Miene überflog Celia das Schreiben, ging zum Kamin und warf es ins Feuer.

»Wie unhöflich«, verkündete sie, als sie wieder vor Adele stand. »Er hat keine Manieren, Adele. Du solltest ihn besser erziehen. Richte ihm aus, wir hätten ihn keine Sekunde lang vermisst. Boy, mein Schatz, wir sollten sofort zu Tisch gehen, da jetzt ja alle hier sind.«

Alle, bis auf Kit, sagte sich Venetia, als sie ihrer Mutter ins Esszimmer folgte und ihren üblichen Platz zwischen ihr und Jay einnahm. Giles saß, Helena neben sich, am anderen Ende der Tafel. Celia hatte die Sitzordnung so deutlich vorgegeben, dass niemand sie in Frage stellte. Nur wenn jemand starb, änderte sich etwas daran. Früher hatte Jays Mutter dort gesessen und Oliver – natürlich – ihr gegenüber. Kits

Platz blieb leer. Celia wies Mrs Hardwicke, die Haushälterin an, sein Gedeck nicht abzuräumen.

»Vielleicht erscheint er ja noch«, meinte sie knapp. Als Mrs Hardwicke sich nicht von der Stelle rührte, fügte sie hinzu: »Mrs Hardwicke, ich habe doch gesagt, Sie sollen es stehen lassen.«

Sie hielt nicht viel von Mrs Hardwicke; sie konnte ihr nicht verzeihen, dass sie nicht Brunson war, der Butler, der fast fünfzig Jahre lang den Haushalt besorgt hatte. Wie in einem letzten Akt der Pflichterfüllung war er nur wenige Wochen nach Oliver gestorben.

Nur, dass Kit nicht kommen würde. Dazu war er zu verärgert und schockiert.

»Ich fühle mich nicht in der Lage, sie jemals wiederzusehen oder mit ihr zu sprechen«, hatte er mit vor Trauer belegter Stimme zu Izzie am Telefon gesagt. »Ist sie völlig hinterhältig oder völlig verrückt geworden?«

»Keins von beidem«, erwiderte Izzie. »Sie ist einfach nur deine Mutter, die tut, was sie glaubt, tun zu müssen. Sie macht ihre eigenen Gesetze.«

»Miserable Gesetze. Wie geht es Sebastian?«

»Er ist sehr aufgebracht. Und versteht wie du die Welt nicht mehr.«

»Soll ich vorbeikommen ...«

»Ich weiß nicht. Wenn du möchtest, frage ich ihn natürlich.«

»Ja. Wärst du so nett, Izzie? Vielen Dank.«

Izzie legte den Hörer weg und ging ins Arbeitszimmer ihres Vaters. Bleich, erschöpft und mit geröteten Augen starrte er in den sich verdunkelnden Himmel hinaus.

»Vater, Kit ist am Telefon. Möchtest du, dass er herkommt und ...«

»Nein, nein.« Er schüttelte den Kopf, seufzte tief auf und zwang sich, sie anzulächeln. »Lieber nicht. Aber bedanke dich für das Angebot. Ich will nur allein sein. Vielleicht in ein oder zwei Tagen. Machst du bitte die Tür zu?«

»Ja, Vater.«

Kit teilte ihr mit, er werde sich jetzt betrinken.

»O Kit, soll ich ...«

»Nein. Nein, besser nicht. Bleib bei ...«

»Ja, natürlich. Aber morgen könnten wir ...«

»Ja, gut. Gegen eins?«

Wie die Zwillinge unterhielten sie sich in Halbsätzen. Ein interessantes Phänomen, insbesondere für diejenigen, die die Vergangenheit der beiden nicht kannten.

»Ich hoffe, ihr werdet mich verstehen.« Celia hatte sich erhoben; das Essen war vorbei. »Und mir meine anscheinend recht schockierende Hast verzeihen. Wie ich schon zu Venetia meinte, ist Zeit in meinem – unserem – Alter Mangelware. Ich habe Oliver sehr geliebt. Wirklich sehr. Wir haben eine gute Ehe geführt. Und ich glaube, ich habe ihn glücklich gemacht.« Sie ließ ihren Blick über den Tisch schweifen, eine Warnung an alle, nur keinen Widerspruch zu wagen. »Doch nun ist er tot. Und ich bin sehr einsam. Oliver hätte gewollt, dass ich glücklich werde. Großzügigkeit war eine seiner vielen Tugenden. Und ich bin mir ziemlich sicher, dass ich das sein werde. Ich kenne Lord Arden seit vielen Jahren, habe ihn äußerst gern, und außerdem haben wir viele Gemeinsamkeiten. Wir können noch einige – hoffentlich nicht zu wenige – gute Jahre miteinander verbringen. Und

nachdem ich entschieden habe, dass es für mich – für uns – der richtige Schritt ist, habe ich außerdem beschlossen, es nicht hinauszuschieben. Wie ihr alle wisst, setze ich meine Entscheidungen gern in die Tat um.«

Es herrschte Schweigen. Jemand sollte etwas sagen, dachte Venetia. Noch während ihr das durch den Kopf schoss, stand Boy auf. »Ich finde, wir sollten jetzt unsere Gläser auf dich erheben, Celia. Du hast alles Glück dieser Welt verdient. Auf Celia.«

»Auf Großmutter«, fügte Henry Warwick lächelnd hinzu. »Von unserer Generation.« Celia erwiderte sein Lächeln und warf ihm über den Tisch eine Kusshand zu. »Großmutter«, murmelten die anderen jungen Leute im Raum gehorsam.

»Danke«, antwortete Celia. »Und nun gibt es noch einige praktische Einzelheiten zu klären. Wir planen, sehr bald zu heiraten – vielleicht noch in diesem Monat. Nur eine stille Zeremonie auf dem Standesamt im engsten Familienkreis. Wir glauben, dass alles andere pietätlos wäre.«

Wann hat sie je etwas in aller Stille getan?, dachte Helena. Irgendwie würde es ihr gelingen, ein Riesendrama daraus zu machen, es der halben Presse mitzuteilen, hundert Freunde einzuladen ...

»Außerdem wollte ich euch ausführlicher erklären, warum ich das Verlagshaus Lyttons verlasse. Meiner Ansicht nach bin ich es Lord Arden schuldig, an seiner Seite zu sein und alle Bereiche seines Lebens mit ihm zu teilen. Das ist sein Wunsch, und deshalb hat er mir auch einen Antrag gemacht.«

Herrje, dachte Giles. Glaubst du wirklich, dass wir ihr diesen Unsinn abnehmen? Ihm wurde beinahe übel davon, und er fragte sich, ob es nur ihm allein so erging.

»Hinzu kommt, dass es meiner Meinung nach an der Zeit für mich ist, den Hut zu nehmen. Oliver und ich haben Lyttons genauso gegründet wie diese Familie. Gemeinsam.«

Ein bisschen dick aufgetragen, Mummy, dachte Adele. Davon wird einem ja schlecht.

»Ich empfinde es als ziemlich ... unbefriedigend, Lyttons ohne ihn zu leiten.«

So sieht sie es wirklich, sagte sich Jay. Dass sie den Laden noch immer »leitet«. Er arbeitete nun schon seit vierzehn Jahren dort. Celia ging davon aus, dass alle weiterhin auf ihr Kommando hörten. Selbst wenn das nicht in allen Punkten der Wirklichkeit entsprach, war es auf seltsame Weise entmännlichend. Als er spürte, dass Tory unter dem Tisch nach seiner Hand griff, drückte er sie und lächelte seiner Frau kurz zu. Sie verstand ihn immer.

»Sicherlich fragt ihr euch«, fuhr Celia fort, »was aus meinem Anteil an Lyttons wird, den Oliver und ich bis zu seinem Tod gemeinsam gehalten haben und den er mir hinterlassen hat. Ich habe lange und gründlich darüber nachgedacht, ob ich auf diesen Anteil verzichten soll. Euch würde es die Lage gewiss erleichtern. Ansonsten müsstet ihr mit dem Wissen leben, dass ich mein Stimmrecht ausüben kann, wann immer es mir passt. Dass ich mich weiter einmische. Natürlich ist mir klar« – sie hielt inne, und ein Ausdruck starken Widerwillens zeichnete sich auf ihrem noch immer hübschen Gesicht ab –, »dass diese Anteile, rein finanziell betrachtet, nur noch einen winzigen Bruchteil ihres ursprünglichen Werts haben. Doch wenn es um die alltägliche Führung des Unternehmens geht, sind sie wichtig.«

Dann rück sie schon raus, mein Gott, dachte Giles. Gib sie mir, damit ich mit neundundvierzig Jahren und als dein

ältester Sohn endlich meinen rechtmäßigen Platz als Leiter dieses Verlages einnehmen kann. Jetzt sah sie ihn an. Ja, das musste doch einfach bedeuten, dass er die Anteile bekommen würde. Bei Gott, er hatte lange genug gewartet, doch es war die Sache wert gewesen ...

»Allerdings bin ich nicht ganz sicher, ob das dem Wunsch eures Vaters entsprochen hätte. Lyttons stand bei ihm immer an erster Stelle; ich weiß, er hätte gewollt, dass ich die Anteile behalte.«

Tja, jetzt ist ja klar, worauf es hinausläuft, dachte Venetia. Es heißt, dass du dich überhaupt nicht zur Ruhe setzt. Du wirst weiter da sein. Tag für Tag. Dieser Ruhestand ist eine Farce. Und sie fragte sich, warum sie einen absurden Hauch von Erleichterung verspürte. Celia griff nach einer Zigarette, zündete sie an, inhalierte tief und lächelte dann leicht, auf seltsam selbstzufriedene Weise. »Andererseits sind Oliver Veränderungen stets schwerer gefallen als mir. Ich verstehe, warum es euch Probleme bereiten würde, wenn ich Lyttons den Rücken kehre und dennoch meine Anteile behalte. Deshalb schlage ich einen Kompromiss vor. Ich behalte meine Anteile nur für ein Jahr. In dieser Zeit werde ich mich nicht in die Geschäftstätigkeit von Lyttons einmischen. Weder was das Publizieren noch was das Finanzielle betrifft.« Erneut lächelte sie. Wieder dieses leichte Lächeln. »Mir ist bewusst, dass es euch schwerfällt, das zu glauben. Ihr müsst mir einfach vertrauen.«

Sehr, sehr schwer. Eigentlich unmöglich, dachte Giles.

»Und was ist nach diesem Jahr?«, fragte er so ruhig er konnte.

»Nach diesem Jahr werde ich euch die Anteile übergeben.«

»Vorausgesetzt, dass wir Lyttons zu deiner Zufriedenheit führen, wie ich annehme. Und natürlich auch zu Bartys.«

Wenigstens dieser Seitenhieb hatte getroffen. Celia zuckte sichtlich zusammen. »Ich finde nicht, dass wir uns in dieser Angelegenheit zu sehr um Barty kümmern müssen«, entgegnete sie mit eisiger Stimme. »New York hat uns immer nur allzu gern unserem Schicksal überlassen. Also werde ich meine Anteile nach einem Jahr übergeben. Ich habe wenig Zweifel daran, dass ich es zu diesem Zeitpunkt gern tun werde. Ihr alle besitzt die besten Voraussetzungen dafür, Lyttons zu führen. Ihr verfügt über beachtliche Talente, und ihr ergänzt einander.«

»Doch das reicht offenbar nicht«, ließ sich Jay vernehmen.

»Verzeihung?«, erwiderte Celia.

»Du betrachtest unsere Fähigkeiten offenbar als nicht ausreichend, um den Verlag jetzt gleich nach deinem Rückzug aus dem Geschäft zu übernehmen.«

»Jay, du hast mir nicht richtig zugehört«, entgegnete Celia geduldig. »Ich möchte ja, dass ihr ihn übernehmt. Vollständig. Lasst es mich ausführlicher erklären.«

Das hier ist kein Spiel, sondern mein voller Ernst. Ich bin achtundsechzig Jahre alt. Fast fünfzig dieser Jahre habe ich in meinem Büro bei Lyttons gesessen. Es war eine aufregende, spannende und befriedigende Zeit. Doch da mir nun vielleicht nur noch zehn Jahre bleiben, macht es mir plötzlich – wie soll ich es ausdrücken? – Angst, dass ich so vieles nie getan und nie gesehen habe. Ich wage zu vermuten, dass ich weiter ein Auge auf die Verlagswelt haben werde, alles andere würde mir schwerfallen, doch dabei werde ich es belassen.«

»Warum gibst du deine Anteile dann nicht auf?«, erkundigte sich Giles.

»Weil ich das Gefühl hätte, das Vertrauen eures Vaters zu missbrauchen. Er hat seine Anteile an Lyttons *mir* vermacht, darin war er sehr deutlich. Es waren beinahe seine letzten Worte« – plötzlich hielt sie inne; ihre Stimme drohte zu brechen, und sie zog heftig an der Zigarette – », ja, seine letzten Worte galten dem Verlag. Wie stolz er darauf sei und« – ihre Stimme wurde wieder fester, und sie sah die Anwesenden aus trotzig blitzenden dunklen Augen an – »auch auf mich. Auf das, was wir gemeinsam erreicht haben. Ich kann nicht von allem Abschied nehmen. Noch nicht. Ich muss mich vergewissern, dass Lyttons in guten Händen ist und floriert.«

Ohne es eigentlich zu wollen, mussten sie zugeben, dass dieses Argument sie überzeugte.

»Also werde ich in einem Jahr vermutlich – ja, sogar wahrscheinlich – meine Anteile abgeben. Klingt das für euch vernünftig? Habe ich meinen Standpunkt klargemacht?«

»Sehr klar«, seufzte Giles. Sein Tonfall zeugte von abgrundtiefer Erschöpfung. Er begriff, dass er wieder einmal gescheitert war. Dass er weiter würde warten müssen. Auf sein Geburtsrecht, den Platz an der Spitze von Lyttons einzunehmen.

»Gut. Und jetzt noch einen Trinkspruch. Auf Lyttons und seine Zukunft.«

»Auf Lyttons«, wiederholten alle gehorsam.

»Ausgezeichnet«, meinte Celia vergnügt. »Nun, ich freue mich, dass ihr alle einverstanden seid. So wie ich. Obwohl« – wieder das selbstironische Lächeln – »ihr sicherlich Verständnis dafür habt, dass es für mich nicht ganz leicht werden wird.«

Prima, dachte Giles. Ich hoffe, dass du dich schrecklich damit quälst. Ich hoffe, dass du mit Lord Arden todunglücklich wirst. Ich hoffe ...

»Giles, wir müssen gehen.« Helena stand auf; ihre Miene war starr. »Celia, bitte verzeih uns. Danke für einen sehr ... aufschlussreichen Abend. George, Mary, sagt eurer Großmutter gute Nacht.«

Sie kochte vor Wut, dachte Adele, als sie ihr nachblickte. Und wer konnte ihr das verübeln? Ihr ganzes Eheleben wartete sie nun schon darauf, dass Giles beruflich Erfolg hatte, und der war nie wirklich eingetreten. Seine größte Leistung war die Veröffentlichung seines sehr wohlwollend aufgenommenen und positiv rezensierten Buches gewesen, doch das war schon lange her. Der arme Giles; mit bleichem, bedrücktem Gesicht küsste er seine Mutter, wie nur er es fertigbrachte, nämlich rasch und fast ohne ihr Gesicht zu berühren. Die grauenhaft langweiligen Kinder, George und Mary, küsstes sie auch, wie es sich gehörte. Aber wenigstens waren sie erschienen, anstatt unhöfliche, wegwerfende Briefe zu schreiben. Sie hatte bei Lucas etwas schrecklich falsch gemacht; und sie wusste nicht, wie sie es in Ordnung bringen sollte.

Um halb elf waren alle fort. Celia hatte damit gerechnet, hatte gehant, dass sie – natürlich – mit ihr und ihrer Entscheidung nicht einverstanden waren. Außerdem war ihr bewusst, dass sie es nicht richtig erklären konnte. Es hatte unmöglich ein gemütlicher Abend im Hause Lytton werden können, ein wunderbar liebevolles, fröhliches Beisammensein, einschließlich Klatsch, literarischer Anspielungen, verbalem Schlagabtausch und Gelächter. Abende wie diese

würden wohl nie mehr stattfinden. Zumindest nicht so wie früher. Das wurde ihr jetzt klar. Es war unfassbar, doch nach einem halben Jahrhundert als Mittelpunkt der Familie hatte sie sich ins Abseits manövriert. Allein durch ihre Entscheidung, Lord Arden zu heiraten. Sie hatte ihre Familie vor den Kopf gestoßen und traurig gemacht, dieser Tatsache musste sie sich stellen. Außerdem hatte sie Sebastian verloren, vielleicht für immer. Möglicherweise sogar Kit. Was noch schwerer zu verkraften war.



KAPITEL 3

Ich habe wundervolle Neuigkeiten«, verkündete Izzie. »Barty kommt zur Hochzeit und bringt Jenna mit.«

Sebastian bedachte sie mit einem finsternen Blick. »Von Barty hätte ich mehr Loyalität erwartet.«

»Aber Vater! Barty ist treu wie Gold. Und dazu gehört offenbar, dass sie Celia unterstützt. Sie sagt immer, dass sie ihr alles verdankt.«

»Das ist nicht wahr. Was Celia für Barty getan hat, war äußerst fragwürdig. Es hat ihrem eigenen Ego mehr weitergeholfen als Barty ...«

»O Vater«, seufzte Izzie. »Du darfst wirklich nicht so weitermachen. Celia wird Lord Arden heiraten. Ich weiß, wie schrecklich das für dich ist ...«

»Papperlapapp. Mir ist es völlig gleichgültig, wen sie heiratet oder nicht.«

Izzie ging nicht darauf ein. »Wie dem auch sei. Glaubst du wirklich, Barty wäre Chefin von Lyttons geworden, wenn man sie damals bei ihren acht Geschwistern in einem Elendsviertel von London zurückgelassen hätte?«

»Ja, mit ziemlich hoher Wahrscheinlichkeit«, erwiderte Sebastian. »Sie ist hoch begabt.« Als er Izzie in die Augen schaute, lächelte er reumütig. »Okay, okay. Vermutlich nicht.

Doch Celia hat ihr das weggenommen, was am meisten zählt. Ihre Familie. Jedenfalls bin ich sehr froh, dass sie nach London kommt. Obwohl ich nicht sicher bin, ob ich mich auf ein Wiedersehen mit diesem grässlichen Kind freue. Typisch amerikanisch: frech, schlecht erzogen ...«

»Ich finde Jenna reizend und ganz und gar nicht schlecht erzogen.«

»Unsinn«, entgegnete Sebastian. Er lächelte sie an, und sein strenges, altes Gesicht wirkte plötzlich weicher. »Was würde ich nur ohne dich machen, mein Schatz? Keine Ahnung. Jetzt schreibst du Barty, dass sie hier übernachten kann, wenn sie möchte. Das wird Celia ärgern.«

»Ja, Vater, schon gut. Ich muss los.«

Sie gab ihm einen Kuss. Die Vorstellung, Barty zu sehen, hatte ihn sichtlich aufgeheitert. Er fühlte sich sehr eng mit ihr verbunden. Sie vermutete, dass es zum Teil an ihrer ähnlichen Lebenssituation lag ... einsame Eltern, niedergedrückt von schier unerträglicher Trauer. Nur dass Barty Jenna von Anfang an vergöttert hatte; sie hatte sie nicht von der Welt abgeschottet und sie ihre ersten Jahre in einer von Einsamkeit und Abneigung geprägten Atmosphäre verbringen lassen ...

Gott sei Dank, ja, Gott sei gedankt, dachte Izzie, dass sie selbst nicht bei Lyttons arbeitete. Beim bloßen Gedanken an die vielen Loyalitätskonflikte erschauerte sie. Nach ihrem Abschluss in Oxford hatte man großen Druck auf sie ausgeübt, in den Verlag einzusteigen. Celia war ganz versessen darauf gewesen und ihr Vater ebenfalls. Aber sie hatte sich geweigert, weil sie ihren eigenen Weg finden wollte.

Inzwischen arbeitete sie bei Michael Joseph als PR-Beauftragte und machte sich dort recht gut. Außerdem war sie ausgesprochen beliebt. Dank ihrer sanften, gutmütigen

Art, ihres langen goldbraunen Haars und ihrer großen träumerischen Augen sah sie beinahe selbst aus wie eine Dichterin. Und natürlich wie ihre Mutter, worauf all jene im Literaturbetrieb, die Pandora während ihrer kurzen Ehe mit Sebastian kennengelernt hatten, sie häufig ansprachen.

»Ich werde den Verlag wechseln«, verkündete Kit und lächelte in Sebastians Richtung. Es war nicht unbedingt ein freundliches Lächeln.

»Wirklich?«

»Ja. Ich finde, ich muss irgendwie protestieren. Auf eine Art, die meiner Mutter wehtut.«

»Kit ...« Sebastian zögerte. Er hätte nicht gedacht, dass er diese Worte jemals aussprechen würde. »Kit, willst du ihr wirklich wehtun?«

»Ja«, entgegnete Kit knapp. »Das will ich. Diese Hochzeit geht mir entsetzlich gegen den Strich. Wo ich doch gerade erst gelernt habe, ihr wieder zu vertrauen und zu akzeptieren, was sie getan hat, und warum ...«

»Was *wir* getan haben«, erwiderte Sebastian ruhig.

Schweigen. »Ja. Ja, in Ordnung«, sagte Kit schließlich. »Ihr alle beide. Und irgendwie zerstört es dieses Vertrauen. Es ist hässlich und verzerrt alles. Das musst du doch begreifen.«

»Ja«, antwortete Sebastian. »Natürlich. Aber ...«

»Es gibt kein aber. Sie ist von Grund auf unmoralisch. Und ich werde mich aus dem Staub machen.«

»Nun ... das ist deine Entscheidung. Allerdings bin ich noch immer nicht überzeugt davon, dass sie besonders weise ist.«

»Sie soll gar nicht weise sein«, erwiderte Kit. Plötzlich

klang er wie ein trotziger kleiner Junge. »Sie ist eher als, tja, klare Ansage gedacht.«

»Das ist sie ganz sicher. Wohin planst du zu wechseln? Vorsicht, mein Junge, fast hättest du meinen Kaffee umgestoßen.«

»Entschuldige. Hab nicht richtig hingeschaut.« Auf einmal lächelte er, inzwischen freundlicher. »Komisch, dass ich noch immer diese Ausdrücke benutze. Ich weiß noch nicht, wohin ... Ich dachte, ich könnte mit Izzie über Michael Joseph reden.«

»Das wäre eine Idee. Ich bin sicher, dass sie sich nur zu gern mit dir unterhalten würden. Deine Verkaufszahlen sind recht gut. Inzwischen fünf Bestseller. Das wird in der Verlagswelt ziemlichen Wind machen, Kit.«

»Das ist mir klar«, erwiderte Kit. »Und ein Teil der Kommentare wird recht unschön sein. Ich bin noch immer gutes Futter für die Presse, richtig? Der Kriegsheld und dieses ganze Zeug. Mein Gott, wie ich das hasse. Aber ich bin nicht blöd.« Kit seufzte auf. »Kitsch verkauft sich eben.«

»Kit, sei nicht so verbittert. Es sind deine *Bücher*, die sich verkaufen.«

»Sebastian, ich versichere dir, dass ich mich bemühe, nicht zu verbittern. Und ich weiß, dass ich in mancher Hinsicht großes Glück gehabt habe. Doch es fällt mir noch immer ... schwer. Sehr schwer.«

»Natürlich ist es das«, sagte Sebastian sanft. Eine lange Pause entstand. »Wie dem auch sei«, meinte Kit dann. »Mein Entschluss steht fest. Ich werde mich heute Nachmittag mit allen treffen. Ich muss los. Passt dir Freitag?«

»Selbstverständlich«, erwiderte Sebastian. »Was wäre der Freitag ohne unsere gemeinsamen Abendessen, Kit?«

»Gut«, sagte Kit und wandte sich zum Gehen. Sebastian begleitete ihn zum Wagen.

Als er ins Haus zurückkehrte, dachte er daran, dass auch er einmal damit gedroht hatte, Lyttons den Rücken zu kehren, und zwar mit genau derselben Absicht wie Kit. Um Celia wehzutun. Aber letztlich hatte er es nicht über sich gebracht. Das Ganze war schon so lange her ...

»Eine Hiobsbotschaft«, verkündete Jay, als er wieder in den Konferenzsaal trat. Die anderen beiden blickten ihn an. Eine Antwort erübrigte sich.

»Es will mir trotzdem nicht in den Kopf«, meinte Giles schließlich. »Warum hat er das getan?«

»O Giles«, entgegnete Venetia gereizt. »Natürlich, um Mummy eins auszuwischen.«

»Aber sie ist doch weg«, beharrte Giles. »Also eine völlig sinnlose Geste. Alle werden glauben, dass er geht, weil sie nicht mehr hier ist.«

»Für ihn ist sie nicht sinnlos. Es kümmert ihn nicht, was die anderen davon halten. Sie ist es, die er kränken will. Er weiß, dass sie sich aufregen wird. Und damit liegt er sicherlich richtig. Außerdem ist sie nicht weg. Sie besitzt noch Anteile.«

»Ich befürchte einen Dominoeffekt«, sagte Jay ernst. »Was ist mit den anderen Autoren, die Celia lektoriert hat. Lady Annabel zum Beispiel und natürlich Sebastian ...«

»Sebastian wird bleiben«, erwiderte Venetia mit Nachdruck. »Er gehört bei Lyttons praktisch zum Inventar.«

»Hast du mit ihm darüber gesprochen?«

»Nein«, sagte sie und klang plötzlich nicht mehr so überzeugt.

»Ich finde, das solltest du tun.«

»Wäre das nicht deine Aufgabe? Du bist der Cheflektor.«

»Wahrscheinlich schon«, sagte Jay und seufzte. »Ich habe es vor mir hergeschoben.«

»Nun, auf jeden Fall geht Kit«, stellte Venetia fest. »Und das ist gar nicht gut. Er war immer unser Top-Autor, was Weihnachtsbücher für Kinder betrifft. Und da Sebastian dieses Jahr nur seine Krönungsausgabe herausbringt ... Wer auch immer Kit unter Vertrag nimmt, wird es an die ganz große Glocke hängen. Er ist ein Geschenk für jeden PR-Beauftragten. Kriegsheld, Lady Celias jüngster Sohn ...«

»Blind«, ergänzte Jay.

Als die anderen zwei ihn anstarrten, erwiderte er ihren Blick mit einem leicht verlegenen Lächeln.

»Stimmt doch. Das wisst ihr doch auch. Es ist eine tolle Story, und es war schon immer Teil seiner Legende. *Jeunesse dorée*. Pilot im Kampf um England opfert sein Augenlicht für sein Land, und so weiter und so fort. Ich meine doch nur ...«

»Hoffentlich willst du nicht andeuten, dass er Kapital daraus schlägt«, entgegnete Giles pikiert.

»Nein, natürlich nicht. Ich weiß, dass er das eigentlich hasst. Doch beruflich schadet es ihm nicht. Wenn wir ihm ein wirklich lukratives Angebot machen ...«

»Jay, das würde überhaupt keine Rolle spielen. Hier geht es einzig und allein um Prinzipien. Außerdem schwimmt er im Geld. Schließlich muss der Ärmste keine Familie ernähren. Nein, wir werden ihn verlieren. Und ihr wisst ja, was geschieht, wenn ein berühmter Autor den Verlag wechselt. Man wird sich nach dem Grund fragen. Das könnte gefährliche Folgen haben. Für Lyttons und für uns alle.«



KAPITEL 4

Sie hatte befürchtet, dass es eine Quälerei werden würde, was auch prompt eintrat. Ein Tag, den man am besten so schnell wie möglich vergaß. Genau das, was eine Hochzeit nicht sein sollte. Doch wenigstens war es ausgestanden, dachte Barty, als sie aufs Bett sank.

Wie immer hatte Boy Warwick viel dazu beigetragen, dass die Angelegenheit nicht nur ruhig, sondern verhältnismäßig reibungslos ablief. »Sie wird es tun«, hatte er eines Abends beim Essen zu den Zwillingen gesagt. »Und es ist zwecklos, daraus einen grässlichen Familienzweist entstehen zu lassen. Der Mann ist absolut in Ordnung. Vielleicht schafft er es ja, sie glücklich zu machen. An ihm ist wirklich nichts auszusetzen.«

»Und ob etwas an ihm auszusetzen ist«, entgegnete Venetia kühl. »Das weißt du genau, Boy. Damals warst du ganz und gar nicht einverstanden.«

»Ja, ja, schon gut. Irren ist eben menschlich.«

»Boy. Er war einer der Anführer der Appeasement-Bewegung. Gut befreundet mit Oswald Mosley. Sogar bei Göring war er eingeladen. Er hat Mummy schrecklich beeinflusst.«

»Nun ... er hat es bereut.«

»Und er hat mir geholfen«, fügte Adele hinzu.

»Genau. Also sollten wir ihn akzeptieren, damit sie glücklich wird. Ein großer Bahnhof, Mädels. Und alle Kinder sind dabei, *alle*, Adele, auch Lucas.«

»Ja, gut. Es ist nur, dass ...«

»Was?«

»Ich weiß«, antwortete Venetia. »Mir geht es genauso. Alle sagen es. Wie kann sie so bald wieder heiraten? Ich stelle mir diese Frage auch. Daddy ist erst seit einem Jahr tot. Und warum muss sie Lord Arden unbedingt gleich heiraten? Sie könnten doch einfach befreundet sein. Wen würde das interessieren?«

»Ich heirate ihn«, verkündete Celia, als sie mit Barty kurz nach deren Ankunft beim Abendessen saß, »weil ich in letzter Zeit festgestellt habe, dass ich nicht allein sein will. Offen gestanden war ich selbst darüber erstaunt. Ich bin immer gut mit mir klargekommen. Und ich habe meine Arbeit geliebt. Vielleicht gehört es ja zusammen, dass ich an beidem die Freude verloren habe.

Ich habe Oliver sehr geliebt. Wirklich sehr. Er war ein wundervoller Mensch und außergewöhnlich mutig. Außerdem war er ein ausgezeichnete Vater, und mir ist klar, wie viel er dir bedeutet hat. Ich glaube, ich weiß, wie sehr du diese Hochzeit ablehnst.«

»Tja ...« Barty zögerte. »Nun ... ich habe nur das Gefühl, dass Wol ...«

»Bestürzt wäre? Weil ich so bald wieder heirate?«

»Ja. Ein bisschen.«

»Barty, ich bin aufrichtig überzeugt, es würde ihn glücklich machen zu sehen, dass ich Lady Arden werde. Und dass ich Lyttons tatsächlich den Rücken kehre.«

Schweigen entstand. Celia beugte sich vor und legte ihre Hand auf Bartys.

»Jetzt kann ich dir verraten, was ihn tatsächlich bestürzt hätte. Wenn ich – tja, einen anderen heiraten würde. Das hätte ihn schwer gekränkt. Wirklich sehr schwer.«

Dennoch schwebte Olivers sanfte, charmante Präsenz über der Trauungszeremonie im Standesamt von Chelsea und auch anschließend über dem Empfang in Lord Ardens Haus am Belgrave Square. Der ganze Tag hatte etwas Kühles und Freudloses an sich, obwohl der Champagner in Strömen floss, Boy Warwick eine amüsante und schmeichelhafte Rede hielt, alle fest entschlossen lächelten, scherzten und sich küssten, und obwohl Celia wunderschön und glücklich aussah. Denn das tat sie wirklich. Sie trug ein hinreißendes Kostüm von Balenciaga – »Tja, man heiratet schließlich nicht jeden Tag« – aus hellblauer Schantungseide mit einer ausgestellten Jacke nach der neuesten Mode und dazu einen ausladenden Hut aus Federn und Stroh von Simone Mirman. Als der Standesbeamte die beiden zu Mann und Frau erklärte, beugte sich Celia lächelnd vor, um Bunny zu küssen, und verschob dabei ihren Hut. Es war einer der wenigen spontanen und fröhlichen Momente dieses Tages.

Dass Olivers Brüder beide ihre Einladung höflich abgelehnt hatten, hatte Celia sehr gekränkt.

»Ich glaube nicht, dass sie ernsthaft gedacht hat, einer von ihnen würde kommen«, meinte Adele. »Abgesehen von den weiteren Gründen ist Robert inzwischen recht alt. Selbst mit dem Flugzeug wäre es eine schrecklich anstrengende Reise für ihn.«

»Meiner Ansicht nach geht es ihr weniger um ihn, sondern um Jack. Du weißt doch, wie sehr sie ihn liebt.«

»Auch das wäre eine weite Reise. Den ganzen Weg von Kalifornien. Außerdem ist Lily wegen ihrer Arthritis ziemlich gebrechlich, das arme alte Schätzchen.«

»Liegt wahrscheinlich am vielen Beinehochwerfen in ihrer Jugend«, meinte Venetia seufzend. Sie und Adele hatten Jacks Frau sehr gern. Lily war früher Revuetänzerin und in den Zwanzigern sogar kurz ein flackerndes Sternchen auf der Kinoleinwand gewesen. Sie und Jack waren für eine Weile nach England zurückgekehrt, doch Lily hatte das Klima nicht vertragen, und ohne ihre Freunde in Hollywood waren die beiden vereinsamt und hatten sich gelangweilt. Doch Celia hatte Jack, der auf den Tag genauso alt war wie sie, geliebt. Deshalb hatte sie wirklich geglaubt, dass sie ihretwegen anreisen würden. Sie hatte sich sogar erboten, die Kosten für den Flug zu übernehmen, da sie wusste, dass er und Lily alles andere als wohlhabend waren. Allerdings war nur ein freundlicher, aber sachlicher Brief eingetroffen, in dem stand, es sei ihnen beim besten Willen nicht möglich und sie wünschten ihr alles Glück der Welt.

»Ich fürchte, die beiden missbilligen diese Ehe sehr«, stellte Venetia fest, »und ich muss sagen, man kann ...«

»Ich weiß, natürlich kann man. Was die Sache nicht weniger schmerzhaft macht. Ach, herrje. Sie zahlt einen ziemlich hohen Preis, findest du nicht?«, erwiderte Adele.

Obwohl alle ihn angefleht hatten, hatte Kit sich kategorisch geweigert zu kommen. Dasselbe galt für Sebastian. Der Boykott der beiden warf seinen Schatten auf den Tag. Selbstverständlich hatte Celia nicht mit Sebastians Erscheinen gerechnet, auch wenn sie darauf bestanden hatte, ihn

einzuladen. Doch Kit, ihr geliebter Kit. Bis zum letzten Moment hatte sie gehofft, er werde es sich anders überlegen.

Was hätte LM wohl davon gehalten?, fragte sich Barty, während sie beobachtete, wie Lord Arden und Celia die Torte anschnitten. LM, Olivers ältere Schwester und Partnerin in den glorreichen Anfangstagen von Lyttons, mit ihren in Stein gemeißelten Moralvorstellungen und ihrer unverbrüchlichen Treue. Als Jay plötzlich neben ihr stand, lächelte sie ihn ein wenig wehmütig an. Er grinste und füllte ihr Glas nach.

»Ich habe gerade an deine Mutter gedacht«, sagte sie.

»Ja, ich auch.«

»Sie wäre empört gewesen, oder?«

»Da bin ich mir nicht so sicher«, erwiderte er zu ihrer Überraschung. »Die alte Dame war sehr pragmatisch. Und sie hat Celia vergöttert. Sie hätte gewollt, dass sie glücklich ist.«

»Ja, nur dass das meiner Ansicht nach nicht passieren wird, Jay. Der Mann ist ... tja, er ist ein Idiot.«

Er grinste. »Ein bisschen schon. Aber er liebt sie eindeutig. Und weißt du was, er hat oben eine tolle Modelleisenbahn. Also hätte der gute alte Gordon ihn auch gemocht. Wie viele Stunden haben wir mit seiner gespielt ...«

»Ich vermisse Gordon«, erwiderte Barty mit einem Seufzer, und das war wahr. Gordon Robinson mit seiner hochgewachsenen, kerzengeraden Gestalt war ebenfalls jemand, der in diesem Raum schmerzlich fehlte.

»Nicht so sehr wie ich. Obwohl er nicht mein richtiger Dad war, war er ein wundervoller Vater«, antwortete Jay. »Schau mal. Tory trägt etwas zur Familienzusammenführung bei, indem sie mit dem alten Bunny flirtet. Komm,

Barty, trink aus. Wir gehen rüber zu ihnen. Vielleicht entdeckst du ja verborgene Talente bei ihm.«

»Das bezweifle ich«, entgegnete Barty. »Aber wenn es jemand schafft, seine besten Seiten zutage zu fördern, dann ist es Tory. Es war richtig von dir, sie zu heiraten, Jay.«

»Ich weiß«, antwortete er mit leicht selbstzufriedenem Unterton.

Kit war bei Sebastian. Izzie, die ebenfalls zur Hochzeit eingeladen worden war, hatte Celia freundlich, aber entschieden geschrieben, sie werde sicher verstehen, dass ihre Anwesenheit nahezu unmöglich sei.

Am Morgen war sie froh gewesen, zur Arbeit gehen zu können, nicht ohne zuvor allerdings einen ängstlichen Blick ins Arbeitszimmer ihres Vaters geworfen zu haben. Als sie wieder nach Hause kam, fand sie ihn und Kit sturzbetrunkener vor. Aus Gründen, die sie sich beide nicht richtig erklären konnten, sangen sie »Lili Marlene«.

Izzie rief Kits Fahrer an, bat ihn, ihn abzuholen, und schaffte es irgendwie, ihren Vater ins Bett zu verfrachten. Er schaute vom Kopfkissen zu ihr hinauf und hatte eindeutig Schwierigkeiten, geradeaus zu sehen.

»Verdammte blöde Scheißkuh«, sagte er beinahe vergnügt, drehte sich auf die Seite und war augenblicklich eingeschlafen. Als sie am nächsten Morgen nach unten kam, saß er, den Kopf in die Hände gestützt, bereits am Küchentisch.

»Frag mich jetzt bloß nicht, wie ich mich fühle«, sagte er mit finsterner Miene. »Denn das wäre eine ziemlich unschöne Geschichte. Wärest du so nett, mir einen Tee zu kochen und ihn mir ins Arbeitszimmer zu bringen? Ich muss arbeiten. Das *McCalls Magazine* will noch diese Woche eine Kurz-

geschichte. Verdammt rücksichtslos von ihnen, aber ich habe zugesagt. Nur der Himmel weiß, warum.«

Das waren die letzten Worte, die er in den nächsten Tagen an sie richtete, abgesehen davon, dass er aus dem Arbeitszimmer nach ihr rief und lautstark mehr Tee, Toast, Kaffee oder Whisky forderte. Sie konnte nicht anders, als dem Redakteur bei *McCalls* insgeheim dankbar für seine mangelnde Rücksichtnahme zu sein.



KAPITEL 5

Und nun der Kuss.« Die ernste, beinahe ehrfürchtige Stimme durchbrach das Schweigen. Die schlichte Tatsache, dass sich der Ehemann zu seiner Frau hinunterbeugte, um sie zu küssen, ging nach dem prunkvollen, dem Anlass angemessenen Ritual wirklich ans Herz.

»Sie sieht so jung aus«, flüsterte Venetia. »So schrecklich jung.«

»Und er ist so attraktiv«, zischte Jenna. »Wie ein Märchenprinz.«

Der Chor stimmte die nächste Hymne an; in der Abbey entstand Bewegung.

»Einfach traumhaft«, sagte Venetia. »Was für ein Tag. Und dass Adele jetzt drinnen in der Abbey ist – kaum zu glauben.«

»Lord und Lady Arden sind auch da«, ergänzte Boy ein wenig spitz. »Wollen wir schauen, ob wir sie erkennen? Seht, sie gehen gerade an den Mitgliedern des Oberhauses vorbei.«

Sie betrachteten das Gesichtermeer auf dem kleinen Schwarz-weiß-Bildschirm.

»Da sind sie!«, rief Jenna. »Ich habe sie gesehen. Dort, dort.«

»Jenna, du kannst sie unmöglich gesehen haben«, meinte Barty lachend.

»Kann ich doch. Habe ich auch. Ich habe Tante Celia gesehen, ich ...«

»Schon gut. Wenn du meinst.«

»Ich habe sie auch gesehen«, verkündete eine entschlossene Stimme. Sie gehörte der sechsjährigen Lucy, der jüngsten Tochter der Warwicks. »Oder, Jenna?«

»Ja, hat sie.«

Jenna und Lucy waren dicke Freundinnen geworden; für Lucy war die achtjährige Jenna beinahe eine Erwachsene, und Jenna förderte diese Einschätzung nach Kräften.

»Also, das war toll. Wirklich toll. Ihr wisst ja sicher, dass der Earl Marshal und der Erzbischof von Canterbury Himmel und Erde in Bewegung gesetzt haben, um Kameras in der Abbey zu verbieten.«

»Tatsächlich?«, entsetzte sich Barty.

»Ja, tatsächlich. Da die Leute sonst an unpassenden Orten wie in Pubs zuschauen könnten.«

»Die Begründung kenne ich«, sagte Henry. »Eine andere lautete, die Männer könnten vielleicht ihre Hüte nicht abnehmen.«

»Da habt ihr es. Also, Venetia, mein Schatz, sollen wir etwas essen? Ich glaube, sie kommen ein paar Minuten lang ohne uns zurecht. Danach können wir uns vom Balkon aus die Parade ansehen.«

Boy hatte vor kurzem ein großes Gebäude in St. James's erworben und es noch nicht weiterverkauft; es eignete sich ausgezeichnet, um im Familienkreis die Krönung zu beobachten. Selbst Giles und Helena hatten der Versuchung nicht widerstehen können.

»Oh, schau, ist sie nicht ein Traum?«, jubelte Izzie.

»Von wem redest du?« Sebastian stierte auf den Bildschirm; er hatte während der letzten Stunde vor sich hingedöst.

»Die Königin von Tonga. Sieh sie dir nur an. Eine tolle Frau. Sitzt im strömenden Regen in einer offenen Kutsche.«

»Das halbe Land steht da draußen im strömenden Regen herum. Wenigstens hat sie eine Kutsche und jemand hält ihr einen Schirm über den Kopf.«

»O Vater, sei doch nicht so ein Griesgram. Und schau nur, die Queen! Ist sie nicht wunderschön mit ihrer Krone? Sieh, sie winkt ...«

»Izzie, ich habe ausgezeichnete Augen, danke.«

»Vater, du verdirbst mir alles.« Sie wäre zu gern zu Boys Feier gekommen, hatte die Einladung jedoch abgelehnt, da sie wusste, dass ihr Vater und Kit den Tag zusammen würden verbringen wollen. Kit verfolgte die Zeremonie im Radio. Ihr war klar, dass ihn sämtliche patriotischen Festlichkeiten belasteten.

»Izzie, sei nicht albern ...«

»Doch, es stimmt.« Sie spürte, dass ihr Tränen in die Augen stiegen. Wie absurd, sich als eine intelligente dreiundzwanzigjährige junge Frau von diesem Tag so emotional anrühren zu lassen. Aber so war es nun einmal. Sie wollte dabei sein. Bei der Feier, bei dieser prunkvollen Inszenierung englischer Tradition, der Wichtigkeit der Verfassung, der gottgegebenen Rechte der Könige. Als Engländerin musste sie einfach so empfinden. Und hier saß sie nun, allein mit einem übellaunigen alten Mann und einem niedergeschlagenen jungen. Das war einfach unfair. Das Telefon schrillte. Es war Henry Warwick.

»Izzie? Wir haben uns überlegt, was wir heute Abend ma-

chen sollen. Ich habe an eine Party bei mir gedacht. Möchtest du kommen? Ohne dich würde etwas fehlen.«

»Oh ... Sehr gerne, Henry. Danke.«

Sie wusste, dass das nicht klug von ihr war und dass sie nichts, aber auch gar nichts tun durfte, um Henrys Gefühle für sie zu ermutigen. Er hatte sie schon als kleines Mädchen gern gehabt, und sie hatte ihn angehimmelt. Als Jugendliche, als sie siebzehn und er neunzehn gewesen waren, hatten sie eine kleine Teenagerromanze gehabt. Diese hatte jäh geendet, als sie ihn dabei ertappt hatte, wie er auf einer Party, die sie gemeinsam besuchten, ein anderes Mädchen küsste. Sie war buchstäblich auf ihn losgegangen und hatte ihn gehohlet. »Hey, beruhig dich«, hatte er lachend gesagt. »Wir sind nicht verheiratet, Izzie. Du weißt doch, dass ich dich am liebsten mag.«

»Nein, tust du nicht«, hatte sie entgegnet und ihn gezwungen, sie auf der Stelle nach Hause zu bringen. Trotz seiner Bemühungen am nächsten Tag, der Blumen und der schriftlichen Entschuldigungen hatte sie sich geweigert, noch etwas mit ihm zu tun zu haben. Im Laufe der Jahre war daraus wieder eine Freundschaft entstanden. Henry hatte zahlreiche Freundinnen, sie eine sehr ernste Liebesbeziehung; als diese geendet hatte, hatte Henry sie brüderlich getröstet. Doch wenige Wochen später hatte er sie ausgeführt, ihr gesagt, dass er sie immer noch anbete, und sie gefragt, ob sie es sich vorstellen könne, es wieder mit ihm zu versuchen. Einsam und gekränkt, wie sie sich damals fühlte, hatte sie zugestimmt. Aber es hatte nicht geklappt. Für ihren Geschmack war Henry zu durchschnittlich und konventionell. Sein einziges Lebensziel bestand darin, viel Geld zu verdienen und einmal die Bank seines Großvaters zu lei-

ten. Deshalb hatte sie sich aus der Affäre gezogen, indem sie ihm mitteilte, er sei zu gut für sie. Widerstrebend hatte er sie gehen lassen und war seitdem zweimal verlobt gewesen. Wenn er betrunken war, beteuerte er dennoch unermüdlich, er warte eigentlich nur auf sie.

»Gut«, sagte er nun. »Komm so kurz nach sieben, wenn möglich.«

»Wird ... wird Clarissa da sein?«

Clarissa Carr-Johnson war Henrys neueste Flamme: vollbusig, schlanke Taille, kichrig und ausgezeichnet im Flirten. Also alles, was Izzie nicht war.

»Hoffentlich. Allerdings gibt ihr Pa heute Abend irgendeinen Empfang. Du weißt schon. Mal sehen, ob sie sich loseisen kann.«

»Ach herrje«, erwiderte Izzie rasch. Eigentlich wäre Clarissas Anwesenheit eine Erleichterung für sie gewesen; andererseits würde es ohne sie viel amüsanter werden.

Barty ließ Jenna auf deren Beharren hin bei den Warwicks und kehrte in ihr Hotel zurück. Da ihr ein neutrales Territorium lieber war, hatte sie es abgelehnt, bei irgendjemandem zu übernachten. Sie liebte das altmodisch geführte Hotel in der Basil Street, und Jenna freute sich darüber, dass es ganz in der Nähe von Harrods und Woollands lag. Sie entwickelte eine erschreckende Neigung zum Geldausgeben.

In der nächsten Woche wollten sie nach Ashingham fahren, um Billy zu besuchen. Barty wollte vor ihrer Abreise in die Staaten noch ihren Bruder sehen, und außerdem fand sie es wichtig, dass Jenna den anderen Teil ihrer Familie kennenlernte. Die Millers waren auf ihre eigene Art genauso energiestrotzend wie die schwerreichen, glamourösen Elli-

otts. Das galt nicht nur für Billy und seine Frau. Auch für die beiden kleinen Jungen, die auf der großen Farm in der englischen Provinz aufwuchsen, welche sie einmal erben würden. Das war hauptsächlich Celias Mutter, Lady Beckenham, zu verdanken, die Billy das Anwesen in ihrem Testament vermacht hatte. »Lady Beckenham hat ihren Sohn finanziell abgefunden, als er das Geld brauchte«, hatte Billy an Barty geschrieben. »Und dann gehörte alles ihr, und sie konnte damit tun und lassen, was sie wollte. Zumindest mit ihrer Hälfte. Joan und ich besaßen ja schon den Rest.«

Dass er die Hälfte der Farm vor vielen Jahren hatte kaufen können, verdankte er der Tatsache, dass Lady Beckenham ihm einen Teil aus ihrem Privatvermögen vorgeschossen hatte; eine sowohl großzügige als auch vorausschauende Geste. Billy und Joan waren ausgezeichnete Farmer.

»Es ist wunderschön dort, Jenna, es wird dir gut gefallen«, sagte Barty. »Viele Pferde und Ponys und Platz zum Spielen. Die Jungs, Joe und Michael, wirst du bestimmt auch mögen. Ich habe sie seit drei Jahren nicht gesehen, nicht seit Lady Beckenhams Tod. Joe ist nach Lady Beckenham benannt. Sie hieß Josephine. Woher auch immer Billy das wusste. Er war der Einzige. Für alle anderen war sie Lady Beckenham.«

»Sogar für ihren Mann?«

»Nun ... vermutlich. Seinen Namen kannte auch niemand. Sie nannte ihn sowieso immer nur Beckenham. Jedenfalls wenn Leute dabei waren.«

Schweigend erinnerte sich Barty an das schrecklich traurige Begräbnis und den Tod der unbezwingbaren alten Countess. Sie war genau so gestorben, wie sie es sich gewünscht hätte – durch einen Sturz vom Pferd auf der Jagd und ohne je wieder das Bewusstsein zu erlangen. Die Beer-

digung war eine der sehr wenigen Gelegenheiten gewesen, bei der Barty Celia kurz vor einem Zusammenbruch erlebt hatte.

»Und ist diese Joan nett?«, erkundigte sich Jenna.

»Joan ist einfach ein Schatz. Sehr liebevoll und freundlich, aber gleichzeitig so zäh wie ein alter Stiefel. Sie hat Bezirkswettbewerbe im Pflügen gewonnen ...«

»Was ist Pflügen?«

»Dabei zieht man mit einem Pflug gerade Linien, um die Feldfrüchte auszusäen. Früher hat man das mit Pferden gemacht, aber heutzutage benutzt man Traktoren.«

»Ich würde gerne einen Traktor fahren. Vielleicht versuche ich es ja, wenn wir sie besuchen.«

»Jenna«, entgegnete Barty streng, »einen Traktor fährst du mir auf gar keinen Fall.«

»Warum denn nicht?«, erwiderte Jenna und lächelte sie beängstigend lieblich an. »Wann geht es los? Ich kann es kaum erwarten.«

»Nächsten Donnerstag.«

»Bestimmt ist dein Bruder sehr froh, eine eigene Farm zu haben. Ich könnte mir ja auch eine kaufen, wenn ich groß bin.«

»Was für eine gute Idee«, sagte Barty.

»Und das ist Jenna. Jenna, das sind dein Onkel Billy und deine Tante Joan.«

»Wie geht es euch?« Mit einem höflichen Lächeln hielt Jenna ihnen nacheinander die Hand hin. Auch wenn Barty mit vielen ihrer Erziehungsversuche gescheitert war, war es ihr wenigstens gelungen, ihrer Tochter perfekte englische Manieren einzubläuen.

»Schön, dich kennenzulernen, Jenna.« Billy schüttelte ihr die Hand. »Du bist größer, als ich gedacht habe.«

»Das sagen alle. Man hat mir erzählt, mein Vater sei auch groß gewesen. Du bist ihm wahrscheinlich nie begegnet, oder?«

Hoffnung schwang in ihrem Tonfall mit; so wenige Freunde und Angehörige ihrer Mutter hatten je die Bekanntschaft ihres Vaters gemacht. Für sie war er ein geheimnisvoller Schatten, den sie nur von Fotos her kannte. Und selbst davon besaß ihre Mutter nicht viele. Sie sehnte sich verzweifelt danach, mehr über ihn zu erfahren, ein Wunsch, der mit zunehmendem Alter immer stärker wurde. Das Bild, das sie sich von ihm zu machen versuchte, wies viele Lücken auf.

»Nein, ich fürchte nicht. Natürlich bedauere ich das. Aber er ist nie hergekommen ...«

»Wie dumm von ihm.« Lächelnd schaute sie sich um. Das gedrungene Steinhaus, der ziemlich verwilderte Garten und die großen Felder, die dazugehörten, faszinierten sie. »Es ist wunderschön hier. Mir gefällt es sehr.«

»Großartig. Uns gefällt es nämlich auch.«

Jenna lächelte sie an. Sie mochte Joan. Joan hatte eine mollige, anheimelnde Statur, lange kräftige Arme und einen grau melierten zerzausten dunklen Haarschopf. Billy mochte Jenna auch. Doch er lächelte weniger und musterte seine Mitmenschen auf eine eindringliche Art, als wolle er sich einen Reim auf sie machen.

»Wo sind eure Söhne?«

»In der Schule. Sie kommen um halb vier nach Hause. Tut mir leid, das ist sicher ein bisschen langweilig für dich. Doch bis wir zu Mittag gegessen haben und Billy dir vielleicht die Pferde gezeigt hat ... deine Mum sagt, du magst Pferde ...«

»Ja. Ich liebe sie. Ich reite im Central Park und auf Long Island am Strand.«

»Wir können es bestimmt einrichten, dass du hier reitest, falls du das möchtest.«

»O ja, bitte. Außerdem würde ich so gerne einen Traktor fahren.«

»Jenna ...«, tadelte Barty.

Joan lachte. »Einen Traktor fahren? Nun, das dürfte ein wenig schwierig werden, wenn du so was noch nie gemacht hast. Aber einer der Jungs lässt dich sicher mitfahren.«

»Können die fahren?«

»Ja, Joe schon.«

»Wie alt ist Joe?«

»Fast zwölf. Doch er ist ein kräftiger Junge. Also, wollt ihr beide jetzt reinkommen und etwas essen?«

»Ich würde mir lieber die Pferde anschauen und reiten.«

»Jenna, nicht vor dem Mittagessen«, widersprach Barty streng. »Wir sind gerade erst angekommen.«

Jenna sah sie finster an. »Joan hat versprochen, dass Billy mir die Pferde zeigt.«

»Ja, wenn es ihm zeitlich passt. Er hat bestimmt viel zu tun.«

»Nein, eigentlich nicht«, erwiderte Billy. »Wenigstens nichts Bestimmtes. Das mit dem Reiten klappt jetzt wohl eher nicht, aber wir können mal schauen gehen.« Er grinste Jenna an. Sie grinste zurück und bedachte ihre Mutter dann mit einem triumphierenden Blick.

Auf der Koppel standen mehr als ein Dutzend Pferde; einige riesige Jagdpferde, zwei oder drei kleinere und ein paar Ponys von unterschiedlicher Größe. Außerdem waren zwei gewaltige Kaltblüter dabei.

»Das da gehört Elspeth Warwick«, sagte Billy und zeigte auf einen ausgesprochen hübschen kleinen Rotfuchs. »Sie kommt und reitet ihn, wann immer sie kann.«

»Er ist so niedlich«, antwortete Jenna. »Wie heißt er denn?«

»Florian. Ein bisschen überkandidelt, unsere Elspeth. Aber reiten tut sie miserabel.«

»Ich mag die da«, sagte Jenna und deutete auf die Kaltblüter. »Die sind ja riesig.«

»Stimmt«, meinte Billy. »Wir haben sie während des Kriegs eingesetzt, als das Benzin knapp war. Den Grauen haben wir Lord B genannt, nach seiner Lordschaft. Sie sind zwar nicht mehr die Jüngsten, aber manchmal arbeite ich noch mit ihnen.«

»Beim Pflügen?«, fragte Jenna.

»Woher weißt du, was Pflügen ist?«

»Das hat mir meine Mutter erklärt.«

»Ich hatte gar keine Ahnung, dass sie sich mit so was auskennt. Ich dachte, sie lebt nur für ihre Bücher und so.«

»Oh, meine Mutter weiß alles«, erwiderte Jenna herablassend.

Nach dem Mittagessen absolvierte Jenna einen wundervollen Ausritt auf einem hübschen kleinen Pony namens Coffee. Billy führte sie einmal rund um die Koppel, doch es gelang ihr, ihn zu überzeugen, dass sie durchaus in der Lage war, allein mit ihm zurechtzukommen.

»Und bestimmt kannst du mit deinem Holzbein nicht sehr gut rennen«, fügte sie hinzu.

Billy grinste sie an. »Darüber denke ich gar nicht nach«, antwortete er. »Das Bein ist inzwischen ein Teil von mir. Ich

wüsste gar nicht, was ich täte, wenn das alte nachwachsen würde. Dem Verlust dieses Beins habe ich alles zu verdanken.«

»Ja, meine Mutter hat mir erzählt, dass Lady Beckenham sich um dich gekümmert und dir Arbeit in den Stallungen gegeben hat. Schade, dass ich sie nie kennengelernt habe.«

»Du erinnerst mich an sie«, antwortete er. »Ein kleines bisschen.«

Gerade preschte sie auf Coffee über die Koppel, als sie einen Ruf hörte. Die Jungen waren zurück und standen neben ihrem Vater am Tor. Sie trabte zu ihnen hinüber und lächelte. »Er ist so lieb. Wenn ich könnte, würde ich ihn nach Amerika mitnehmen. Ich bin Jenna.«

»Wehe dir«, erwiderte Joe. »Ich habe auf ihm reiten gelernt. Er gehört mir.«

»Joe«, tadelte sein Vater.

»Natürlich kann ich ihn nicht mitnehmen«, entgegnete Jenna ernst. Sie betrachtete Joe. Er gefiel ihr. Ein hochgewachsener, ziemlich schlaksiger Junge mit einem hellbraunen Wuschelkopf und den blauen Augen seiner Mutter. Wie sie wirkte er freundlich und gelassen. Michael ähnelte eher seinem Vater. Er war dunkler und ernster und hatte die gleiche Art, einen eindringlich und abschätzend zu mustern.

Michael trottete hinter ihnen her, als sie und Joe zu der Koppel gingen, wo die alten Kaltblüter standen.

»Ich habe ein paar Karotten da«, sagte Joe. »Hier, gib ihnen eine. Auf der flachen Hand.«

»Ich weiß«, meinte Jenna kühl. Sie blickte zu den Pferden auf. Der Graue beugte seinen gewaltigen Schädel über ihre Hand und nahm vorsichtig die Karotte. Jenna lächelte.

»Unser Lord B ist ein richtiger Gentleman«, verkündete Joe. »Gute Manieren, findet Dad.«

»Ich würde ihn zu gerne reiten.«

»Da würdest du gar nicht raufkommen. Außerdem hat er keinen Sattel.«

»Ich könnte auch ohne Sattel reiten.«

»Das schaffst du niemals.«

»Doch.«

»Du spinnst«, erwiderte Michael.

»Nein.«

»Doch. Außerdem bist du ein Mädchen«, fügte er hinzu, als ob das Thema damit abgeschlossen gewesen wäre.

»Euch werd ich's zeigen«, rief Jenna.

Sie kletterte auf das Tor, stand leicht schwankend da, griff nach Lord Bs Mähne, glitt hinüber und sprang auf seinen Rücken. Er erbebt leicht, und sie spürte, wie seine Muskeln unter ihr zuckten. Das Pferd war so groß, dass ihre kurzen Beine beinahe gerade ausgestreckt zu beiden Seiten über seinen Rücken ragten. Jenna hielt sich ein Stück höher an der Mähne fest, veränderte leicht ihre Sitzposition und schaute stolz zu den Jungen hinunter.

»Hab ich's euch nicht gesagt?«

Alles hätte gut gehen können, wenn sich nicht plötzlich eine dicke Pferdefliege auf Lord Bs Rumpf niedergelassen hätte. Er machte einen Satz, trat mit den Hinterläufen aus und schlug mit dem Schweif. Jenna nahm nur eine ruckartige Bewegung wahr und fing an, seitlich hinunterzurutschen. Sie klammerte sich an die Mähne und blickte nach unten. Der Boden schien sehr weit entfernt zu sein. Lord B schnaubte durch die Nüstern und setzte zu einem raschen Trab an. Etwa zehn oder fünfzehn Sekunden lang schaffte es Jenna,

sich auf seinem Rücken zu halten. Dann fiel sie langsam und ziemlich anmutig zu Boden. Beim Sturz streckte sie instinktiv die Hand aus, um sich abzufangen, und landete unglücklich auf dem Handgelenk. Ziemlich unglücklich sogar.

Zwei Stunden später war ihr Handgelenk unter einigen Schmerzen in der Dorfklinik eingegipst worden. Sie hatte eine Schimpftirade ihrer Mutter über sich ergehen lassen müssen und wusste, dass es damit noch nicht ausgestanden war. Außerdem hielt Billy ihr ebenfalls eine strenge Gardinenpredigt, und ihr Leid wurde noch dadurch vergrößert, dass auch Joe ungerechterweise die Leviten gelesen wurden. Dennoch kam sie zu dem Schluss, dass es das alles wert gewesen war, als sie hörte, wie Joe zu seinem Vater sagte: »So ein tapferes Mädchen habe ich noch nie getroffen. Obwohl sie echt dumm ist.«

Als sie drei Tage später, den Arm in der Schlinge, in das Flugzeug nach New York stieg, hatte sie seine Worte immer noch im Ohr.

Beim *Record* war man sehr zufrieden mit Adeles Krönungs-fotos und gab ihr vierzehn Seiten und das Titelblatt.

»Zeig her, Maman.« Noni streckte die Hand nach der Zeitschrift aus. Als sie über den Tisch gereicht wurde, hob Lucas die Zeitung an, die er gerade las, blätterte eine Seite weiter und stieß dabei die Kaffeekanne um.

»Lucas, du Trampel. O Gott, wie schrecklich, Mummy. Es tut mir so leid, jetzt ist alles voller Kaffee. Wie hast du das nur hingekriegt, du Blödmann?«

»Ohne die geringste Mühe.« Geordies Stimme war eiskalt. »Ich habe es genau gesehen, Lucas. Entschuldige dich bei deiner Mutter.«

»Es war ein Unfall«, brummelte Lucas.

»Selbst wenn« – Geordies Tonfall ließ keinen Zweifel daran, dass er das nicht glaubte –, »kannst du dich trotzdem entschuldigen. Das ist die Erstausgabe und das einzige Exemplar, das sie im Moment hat.«

»Sie kann sich doch eine andere besorgen. Es ist eine Zeitschrift, kein wertvolles Gemälde. Bestimmt liegen bald Dutzende davon im Haus herum. Was ist also so wichtig daran?«

»Es ist sehr wichtig«, entgegnete Geordie. »Bitte entschuldige dich.«

»Ich wüsste nicht, warum.«

»Ich schon. Lucas ...«

»Geordie, alles ist gut.« Adele lächelte ihm ängstlich zu.
»Es war wirklich ein Unfall.«

»Gar nichts ist gut, und ich glaube nicht an einen Unfall. Lucas, wenn du dich nicht entschuldigen kannst, geh bitte auf dein Zimmer.«

»Nein. Ich muss nicht tun, was du sagst. Du bist nicht mein Vater.«

»Lucas!«, rief Adele aus. »Das war sehr ungezogen.«

»Es war nur die Wahrheit.«

»Bitte entschuldige dich bei Geordie.«

»Nein. Außerdem gehe ich jetzt zur Schule. Dorthin, wo sich die Leute für Dinge interessieren, die ein kleines bisschen wichtiger sind als noch mehr Fotos von der dämlichen Krönung.«

»Lucas ...«

Doch er war schon fort. Geordie stand auf. Vor Zorn war er bleich im Gesicht.

»Geordie ...«

»Adele, würdest du das bitte mir überlassen? Ein solches Benehmen dulde ich nicht.«

»Es wird nichts ...«

Aber die Tür hatte sich bereits hinter Geordie geschlossen. In der Vorhalle ertönte Geschrei, dann ein lauter Knall, als die Haustür zugeschlagen wurde. Adele und Noni sahen einander an.

»O Maman ...«

»O Noni ...«



KAPITEL 6

Verschwinde einfach. Raus aus meinem Zimmer.«
»Aber Schatz ...«

»Mutter ...«

»Gut, ich gehe.«

Sie verließ den Raum, schlich sich später jedoch wieder nach oben und hörte unverkennbares Schluchzen. Es war ein schreckliches, herzzerreißendes Geräusch. Doch sie hatte zugestimmt. Der Junge musste aus dem Haus. Geordie hatte sie überzeugt.

Er meinte es ernst. Dafür kannte Adele ihn gut genug. Er war wütend, weil Lucas sie so behandelte, und – seinen Worten nach – selbst gekränkt, sodass er nun endlich darauf bestehen müsse. Adele liebte Geordie zu sehr, um das Risiko einzugehen, ihn zu verlieren. Natürlich hätte er sich nicht getrennt, da war sie sicher; er hätte sie und die liebe kleine Clio nie verlassen. Doch er hätte es als Zurückweisung verstanden, wenn sie sich geweigert hätte. Adele hatte große Angst davor, dass er sich von ihr entfernen und mehr Zeit in seinem geliebten New York verbringen könnte. Dass er sich gefühlsmäßig von ihr distanzieren würde. Adele hatte einsame Zeiten bereits erlebt; sie würde sie nicht noch einmal

ertragen. Also hatte sie sehr widerstrebend zugestimmt, Lucas nach Fletton in Bedfordshire zu schicken, ein Internat, derzeit sehr beliebt wegen seiner ausgezeichneten Architektur, seines guten Rufs, was die künstlerische Ausrichtung anging, und seiner modernen Erziehungsmethoden.

»Wir sind uns sicher, dass du dich wohlfühlen wirst«, hatte Adele aufmunternd gesagt. »Es ist wunderschön dort und ...«

Doch Lucas hatte entgegnet, er werde es sicher verabscheuen.

»Aber Lucas! Es ist eine sehr angesehene Schule.«

»Westminster auch. Und ich bin hier glücklich.«

»Dann hättest du dich ja auch so benehmen können, als ob du glücklich wärst«, erwiderte Adele spitz. »Und uns allen ein wenig Respekt zeigen. Ich fürchte, das hast du dir ganz allein zuzuschreiben.«

Nun stand am nächsten Morgen seine Abreise bevor, und Adele zermarterten die Schuldgefühle. Sie sehnte sich danach, Frieden mit ihm zu schließen. Dreimal hatte sie versucht, sein Zimmer zu betreten. Vergeblich.

Selbst Noni zweifelte daran, ob es wirklich eine weise Entscheidung gewesen war.

»Maman, ja, ich finde auch, dass er sich aufführt wie das Allerletzte. Der arme Geordie hatte so viel Geduld. Und du auch. Ich übrigens ebenfalls. Aber Lucas steckt in einer Krise. Er fühlt sich ... ach, ich weiß nicht, wahrscheinlich zurückgewiesen.«

»Zurückgewiesen! Noni, wer hat ihn denn zurückgewiesen? Niemand. Euer Vater ist tot. Er ist vor zehn Jahren gestorben. Wir haben Frankreich 1940 verlassen.«

»Wahrscheinlich liegt es daran«, antwortete Noni leise. »Du bist gegangen. Du bist nicht geblieben.«

»Nein. Aber ...« Sie hielt inne. Adele hatte nie richtig erklären können, warum sie das Land verlassen hatte; es war zu grausam ihren Kindern gegenüber, zu schädigend für das Andenken ihres Vaters. Sie hatte ihnen immer erzählt, er habe darauf bestanden, dass sie gingen. Schließlich waren sie Engländer, er hingegen Jude. Bald würden die Deutschen Paris besetzen, es sei zu gefährlich. Obwohl in Wahrheit ...

»Ich weiß. Aber meinst du nicht, dass du von Lucas' Warte aus betrachtet hättest bleiben sollen? Maman, schau mich nicht so an. Das ist nicht meine Meinung. Mir ist klar, wie tapfer du warst. Ich kann mich noch immer bruchstückhaft an die Überfahrt erinnern. Und du hast uns immer gesagt, wie wundervoll Papa gewesen ist und wie sehr du ihn geliebt hast. Nur, na ja, Lucas sieht es eben anders.«

Das und eine starke genetische Ähnlichkeit, dachte Adele.

»Fehlt dir etwas, Liebling?«

Geordie kam herein, setzte sich aufs Bett und wollte nach ihrer Hand greifen. Adele riss sie ihm weg. Er wirkte gekränkt und verwundert.

»Liebling. Was hast du?«

»Geordie, was verdammt glaubst du, was ich habe? Ich musste Lucas gerade in ein Internat bringen, das er ganz sicher hassen wird und das mir auch nicht sehr gefallen hat. Er hat sich sogar geweigert, mich zum Abschied zu küssen. Meinst du, dass es mir damit gut geht?«

»Liebling, wir waren uns einig ...«

»Waren wir das?« Als Adele ihn ansah, wuchs ihr Zorn. »Genau genommen, Geordie, hast du mir ein Ultimatum gesetzt, das mir in dieser Angelegenheit ziemlich wenig

Wahl ließ. Nun, vielleicht stellt sich ja heraus, dass du recht hattest, doch im Moment macht es nicht den Eindruck. Ich habe einen mörderischen Tag hinter mir. Ich glaube, ich möchte eine Weile allein sein, wenn es dich nicht stört.«

Kit veröffentlichte inzwischen bei Wesley. Die Bedingungen, die Größe des Verlagshauses, die Tatsache, dass es noch jung und ehrgeizig war, und auch, dass man es allgemein als innovativ und interessant bezeichnete, sagten ihm zu. Außerdem war ihm seine dortige Lektorin sehr sympathisch. Die Frau hieß Faith Jacobson und hatte eine ungewöhnlich sensible Herangehensweise.

»Ich fühle mich dort insgesamt viel wohler«, berichtete er Sebastian. »Außerdem genießen sie auch einen guten Ruf in Amerika, was eine feine Sache ist. Du solltest mitkommen.«

»Ich kann nicht«, seufzte Sebastian. »Lyttons ist nicht nur deine Mutter. Es gibt dort viele Menschen, die ich gern habe: Jay, Venetia, den armen alten Giles ...«

»Alle nennen ihn den armen alten Giles«, entgegnete Kit leicht gereizt. »Ich verstehe den Grund nicht ganz. Er hat Arbeit – genau genommen gehört ihm der Laden –, was sich bestimmt nicht so verhielte, wenn er kein Lytton wäre.«

»Hey, immer mit der Ruhe! Das sind harte Worte.«

»Und sie sind wahr. Das ist der einzige Punkt, in dem ich meiner Mutter von ganzem Herzen zustimme. Giles ist für den Posten nicht geeignet. Außerdem ist er kein sehr gutes Aushängeschild für Lyttons.«

»Das solltest du ihr erklären«, erwiderte Sebastian leicht hin.

Doch er wusste, das würde nicht geschehen. Kit hatte Celia nicht einmal geschrieben, um ihr von Wesley zu be-

richten. Er hatte sie schlicht und ergreifend aus seinem Leben verbannt.

Er tat es schon wieder: Er starrte sie quer durch die stille Bodleian Library an, und zwar völlig unverhohlen, ja, fast unverschämt. Elspeth verzog das Gesicht, wandte sich ab und begann, sich emsig Notizen zu *Das verlorene Paradies* zu machen, das sie gerade las. Fünf Minuten später blickte sie vorsichtig auf. Er starrte immer noch. Was die Sache zusätzlich verschlimmerte, war das leichte Lächeln, das um seine Lippen spielte. Mist. Er wusste, dass sie ihn bemerkt hatte. Und jetzt wartete er auf ihre Reaktion. Sie hätte der Versuchung widerstehen sollen. Es war nur, dass er ziemlich ... attraktiv war. Er hatte sehr große braune Augen und dunkle Locken, die nicht aussahen, als würden sie oft gebürstet. Meistens trug er ausgebeulte, verfilzte Pullover und schlotternde Cordhosen, während seine Altersgenossen Sakko und Krawatte bevorzugten. Er war verhältnismäßig hochgewachsen, nach Elspeths Schätzung knapp unter eins achtzig. Außerdem hatte er ziemlich lange Arme und sehr große Hände, was ihn ein wenig unbeholfen wirken ließ. Sein Name war Keir Brown; seine Gegner nannten ihn den Gorilla aus Glasgow.

Bis jetzt hatte er keinen allzu guten Eindruck auf Elspeth gemacht. Er gab sich keine Mühe, höflich zu sein oder sie auf dem üblichen Weg kennenzulernen, zum Beispiel, indem er sie auf einen Kaffee einlud oder auch nur nach der Vorlesung ein Gespräch anknüpfte. Er nickte ihr bloß ziemlich knapp zu, sagte gelegentlich »hallo« und ignorierte sie dann wieder, so als sei es an ihr, die Initiative zu ergreifen. Es ärgerte sie, dass er sie stets mit Blicken bedachte, die

wohl »Ich weiß, dass du auf mich stehst, und ich stehe auf dich« besagen sollten.

Bis jetzt war ihr Liebesleben in vorhersehbaren Bahnen verlaufen. Einige Romanzen, ein paar davon ernster Natur, mit Jungen von der Art, die ihr vertraut war: wohlerzogene Eliteschüler. Sie war noch Jungfrau, und ihr Bedürfnis, etwas daran zu ändern, war bis jetzt nicht stark genug gewesen, um die Risiken einzugehen. Nicht nur wegen einer möglichen Schwangerschaft, sondern auch deshalb, weil eine Frau dann oft als billig, »leicht zu haben« dastand, als Flittchen.

Natürlich gab es in Oxford einige wenige rebellische Mädchen, die sich durch sämtliche Betten schliefen und ihre gutbürgerlichen Schwestern verachteten. Doch Elspeth hatte schon zu Beginn des Studiums beschlossen, dass sie keine von ihnen werden wollte. Abgesehen von allen anderen Gefahren drohte einem dann nämlich der Rauswurf, und das war ein Moment erotischer Verzückerung nun wirklich nicht wert.

Keir Brown gehörte zu einem neuen Studententypus. Er hatte eine öffentliche Schule besucht, war nicht wohlhabend und sprach mit einem äußerst starken schottischen Akzent. Dass er keine Anstalten unternahm, etwas an diesem Akzent zu ändern, fand Elspeth bewundernswert. Die meisten Jungen aus öffentlichen Schulen bemühten sich um einen Oxford-Akzent, was jedoch nie richtig klappte und von jedem sofort durchschaut wurde.

In den ersten beiden Jahren hatte sie Keir Brown kaum zur Kenntnis genommen. Anfangs hatte er sich in Zurückhaltung geübt, doch dann hatte er eine leidenschaftliche Affäre mit einem Mädchen ein Jahr unter ihm begonnen, das schließlich aus heiterem Himmel die Universität verließ.

Es wurde gemunkelt, sie sei schwanger gewesen. Doch die offizielle Begründung lautete, sie habe sich einfach nicht eingewöhnen können.

Keir war zwei Jahre älter als die meisten, weil er seinen Wehrdienst abgeleistet hatte, bevor er nach Oxford kam. Sein daraus resultierendes Selbstbewusstsein erleichterte es ihm, den in Oxford herrschenden Snobismus an sich abperlen zu lassen.

In diesem Semester hatte er eindeutig Elspeth ins Visier genommen. Und sie war fest entschlossen, ihm zu widerstehen.

Als sie gehen wollte, ließ sie aus Versehen ihre Unterlagen fallen.

»Verdammt«, zischte sie in den stillen Raum hinein, worauf einige Leute stirnrunzelnd aufblickten. Eine Freundin half ihr, die Sachen aufzuheben.

Mit hochrotem Gesicht hastete sie aus dem Gebäude hinaus auf die Straße.

»Hier«, sagte jemand und hielt ihr ein kleines Papierbündel hin. »Die hast du vergessen.«

Es war Keir; er lächelte noch immer nicht. Dennoch musterten sie seine dunkelbraunen Augen leicht spöttisch. Aber es konnte ja nicht schaden, sich zu bedanken.

»Schon gut«, erwiderte er und wandte sich ab. Gerade dachte sie, dass er wirklich seltsame Manieren hatte, als er sich noch einmal umdrehte.

»Möchtest du vielleicht einen Kaffee trinken gehen?«

Elspeth ärgerte sich ein wenig über sich selbst, als sie sich mit ja antworten hörte.

Lucas hatte damit gerechnet, dass er sich im Internat elend

